



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 7 July 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, July 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

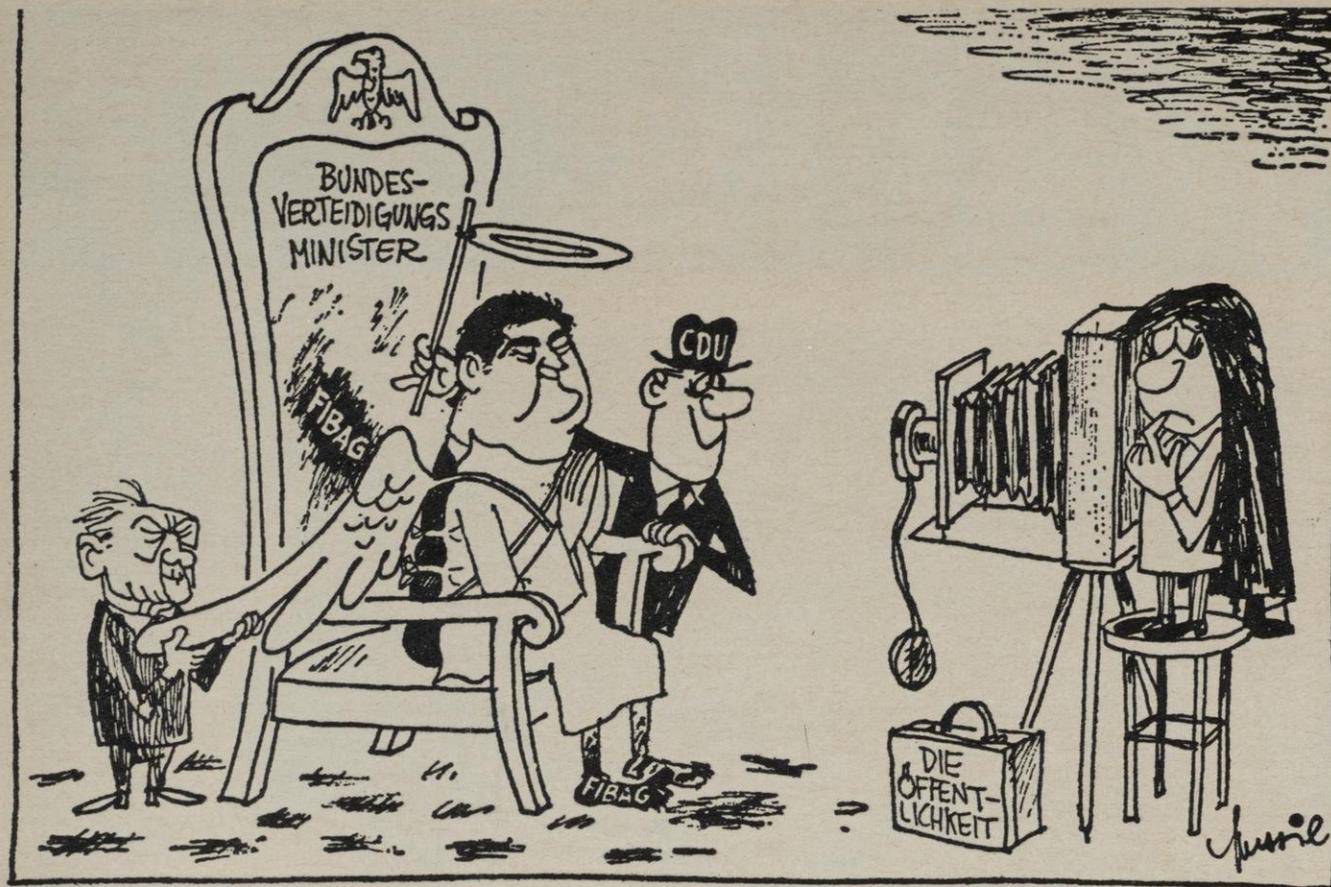
aufwärts 7

Köln, 15. Juli 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Nach dem Bad

Foto: Emil Ruf





Der „Unschulds-Engel“! (Frankfurter Rundschau)

Der falsche Mann

Da ist ein Bundestagsabgeordneter der CDU durch die falsche Tür gegangen und hat damit bei der Abstimmung über die Fibag-Affäre seine eigene Partei zum erstenmal einer Abstimmungsniederlage ausgesetzt. Nun, er wird schwer daran zu tragen haben, denn er wollte eigentlich durch die andere Tür gehen. Aber es war der falsche Mann. Ein anderer Mann, nämlich der, gegen den sich die Abstimmung im Grunde richtete, Bundesverteidigungsminister Franz Strauß, hätte durch diese Tür gehen müssen. Er hätte damit gewiß einen Erfolg erzielt, der sein ramponiertes Ansehen wieder etwas aufpoliert hätte. Ein solcher Schritt wäre eines Verteidigungsministers würdig gewesen. So hat er sich durch seine Abstimmung noch mehr dem Verdacht ausgesetzt, als wäre ihm an der Wahrheitsfindung in der Fibag-Affäre nichts gelegen.

Es hätte ihm doch zu denken geben müssen, wenn ein so integrierter Mann wie der Rechtsanwalt Dr. Bucher von der FDP erklärte: „daß nicht alle vom Gesetz gegebenen Möglichkeiten der Wahrheitsfindung ausgeschöpft wurden“. Auf ihn hätte er hören können. Es wäre vielleicht zuviel verlangt gewesen, wenn er auf einen anderen integren Mann, den Rechtsanwalt Heinemann gehört hätte (immerhin Innenminister in der ersten Regierung Adenauer), denn der gehört heute der Sozialdemokratie an. Statt Bemühungen um die volle Wahrheit Verleumdungen, denn die Fraktion der CDU, zu der auch Herr Strauß gehört, gab nach der Abstimmung eine Erklärung heraus, in der gesagt wird, daß mit dem Abstimmungsergebnis „den Neutralisten aller Schattierungen, wie dem ‚Spiegel‘-Anwalt Heinemann und anderen, willkommene Gelegenheit gegeben wird, ihren Kampf gegen die deutsche Außen- und Verteidigungspolitik auf dem Umweg über eine persönliche Diffamierungskampagne fortzusetzen“. Statt Wahrheitsfindung also Verleumdungen gegen ehrenwerte Menschen. Ausgerechnet der Familienminister Würmeling erklärte, wer mit dem bisherigen Fibag-Verfahren nicht einverstanden sei, sei ein „Bolschewistenknecht“. Das ist nicht nur dumm, sondern auch eine Beleidigung der Mehrheit unseres Parlaments und der Demokratie, denn diese Abgeordneten sind von freien Menschen frei gewählt. Es ist zu hoffen, daß Herr Würmeling im Parlament die richtige Antwort bekommt.

Ob sich solche Leute nie überlegen, welche Ehre sie den Bolschewisten erweisen, wenn sie jeden, der noch eine freie Meinung hat, zu einem Bolschewisten stempeln, als wäre die freie Meinung nicht ein Privileg der Demokratie. Aber da scheint Hopfen und Malz verloren zu sein.

Aber was soll die Jugend von solchen Methoden halten? Muß sie nicht irre werden an der Demokratie? Muß sie sich nicht mit Abscheu von solchen Methoden der Politik abwenden? Welch ein Anschauungsunterricht!

Nun, die Politik besteht nicht nur aus solchen Methoden. In dieser Probe der Demokratie hat sich die Mehrheit des Parlaments für die Wahrheitsfindung entschieden. Daß der Verteidigungsminister dagegenstimmte, macht ihn nicht nur für die jungen Soldaten unmöglich.

Er ist durch die falsche Tür gegangen. Er ist der falsche Mann auf dem Posten des Verteidigungsministers.

Er sollte bald gehen.

Hans Dohrenbusch

Die Entgleisungen Prof. Thielickes

Von Ludwig Rosenberg, Stellvertretender Vorsitzender des DGB

Professor D. Dr. Helmut Thielicke sprach am 17. Juni 1962 im Plenarsaal des Bundestages. Er hielt im Hause des Parlaments der Bundesrepublik eine offizielle Rede, die von allen Rundfunksendern übernommen wurde und die der Höhepunkt eines Tages sein sollte, an dem die Deutschen ihrer tragischen Trennung gedenken und an dem die Erinnerung an das heldenhafte und verzweifelte Aufbegehren der Arbeiter in der Zone vor neun Jahren und der sich ständig steigende Terror einer erbärmlichen Marionetten-Diktatur allen Deutschen bewußt werden sollte. Er sprach am „Tag der Deutschen Einheit“ – einer Einheit, die Aufgabe und Verpflichtung – und leider keine Wirklichkeit ist.

Er sagte, daß er keine „feierliche Gedenkrede“ halten wolle – und das war richtig, denn feierliche Reden allein, große Worte und Phrasen führen uns der Einheit nicht näher, reißen die Mauer nicht nieder, die uns von unseren Landsleuten heute mehr denn je trennt.

Aber wir sind ein seltsames Volk. Bei allen guten Eigenschaften, die wir haben mögen, fehlen uns einige – und die beharrlich –, die anderen Völkern in Zeiten, in denen Einigkeit notwendig ist, ohne besondere Mühe selbstverständlich erscheinen. Andere Völker wissen besser als wir, wo und wann politische und Gruppengegensätze keinen Platz haben. Andere Völker haben einen Instinkt dafür, was und wie und wo man etwas sagt oder nicht sagt. Andere Völker kennen den Begriff „Fairneß“, wofür es im Deutschen nicht einmal ein wirklich passendes Wort gibt, und in anderen Völkern haben Redner bei großen nationalen Anlässen, die das ganze Volk betreffen und einen sollen, Takt – auch eine Eigenschaft, die bei uns nicht im Übermaß zu finden ist.

Prof. Helmut Thielicke hat am 17. Juni 1962 in bedauerlicher Weise bewiesen, daß er nicht weiß, was, wie und wo man etwas sagt, daß Fairneß offensichtlich auch inhaltlich für ihn ein Fremdwort ist und daß Takt nicht seine Stärke ist.

Er hat den Tag der Deutschen Einheit dazu benutzt, in der zentralen Feier im Bundestag eine Rede zu halten, von der er wissen mußte, daß sie allem anderen dient als der Einheit aller Deutschen.

Seine völlig unqualifizierten Anrempelungen der Gewerkschaften, ihrer Jugend und ihrer Funktionäre, seine Behauptung, „daß die Sozialpartner im Schatten der Mauer um Tarifprobleme feilschen... denen man herzlich wenig abspürt, daß es Schicksalsfragen unseres Volkes gibt“ und ähnliche törichte Bemerkungen zeigen, daß er keine blasse Ahnung hat, wieviel und wie unentwegt – lange bevor Thielicke im Bundestag Festreden halten durfte – gerade die Gewerkschaften, gerade die Gewerkschaftsjugend und nicht zuletzt auch ihre Funktionäre für den Gedanken der Einheit Deutschlands gewirkt, gearbeitet, geopfert – und nicht nur geredet haben.

Unabhängig von der betrüblichen Unwissenheit, die Thielicke so selbstbewußt demonstriert, beweist er damit, daß er den Sinn und die Aufgabe dieses Tages nicht verstanden hat. Man schafft nicht einen einheitlichen Willen, eine wirkliche Gemeinschaft im Herzen und im Ziel, wenn man die Dinge so darstellt, als seien wichtige Teile des Volkes an den Schicksalsfragen der Nation herzlich wenig interessiert. Das ist erstens einfach sachlich falsch – und zweitens politisch dumm.

Es ist sachlich falsch, weil keine Volksgruppe mehr an materiellen Opfern für die Idee der Einheit und der Wiedervereinigung freiwillig aufgebracht hat und noch aufbringt als die Arbeitnehmerschaft durch ihre Gewerkschaften. Es ist falsch, weil gerade der 17. Juni beweist, daß es die Arbeiter und Angestellten sind, die den verzweifeltsten Kampf gegen den Terror aufnehmen. Es ist falsch, weil die Gewerkschaftsjugend, wie alle jungen Menschen, die sich in beruflichen, politischen und kirchlichen Organisationen zusammenfinden, gerade der Teil der Jugend ist, der bereit ist, für eine Aufgabe Opfer zu bringen und nicht nur an Wohlleben und Vergnügen zu denken. Es war ein Haufen von unsinnigen und unrichtigen Unterstellungen, für die es keine Entschuldigung gibt.

Und es ist politisch dumm, Menschen für eine Aufgabe begeistern zu wollen, indem man sie beschimpft.

Alles das gehörte, wenn überhaupt, in eine politische Versammlung einer Partei, wenn die Partei bereit ist, sich auf solchem Niveau zu bewegen. Wir sind ja in Deutschland an allerlei gewöhnt und wahrlich nicht empfindlich. In keinem Falle gehört das – und gehört sich das – in den Rahmen einer offiziellen Rede an offizieller Stelle im Namen und im Auftrag des deutschen Volkes.

Die tragischen Ereignisse des 17. Juni 1953 und die große, das ganze Volk angehende Aufgabe der Einheit und der Wiedervereinigung unserer Landsleute sind uns zu ernst und zu wichtig, als daß wir eine Wiederholung solcher Entgleisungen wünschen können. Das werden jene, die für die Auswahl künftiger Redner zum 17. Juni verantwortlich sind, sich hoffentlich merken.



schüren des Kalten Krieges vermieden sehen und begrüßte auch die leisesten Anzeichen, die eine Annäherung der Standpunkte erhoffen ließen. Er war gegen jeden Terror, was ihm schließlich früher schon elf Jahre KZ eingebracht hatte. 1945 glaubte er dann, die Kommunisten hätten aus ihren Fehlern und dem Hand-in-Hand-Arbeiten mit den Nazis zur Zeit der Weimarer Republik die Lehren gezogen und würden jetzt korrekte demokratische Methoden anwenden. Das war seine große Enttäuschung. Da jeder aber, wie gesagt, diese seine Ansichten kannte, ist es doch purer Unsinn, ihm heute Spionage und Geheimbündelei vorzuwerfen. Heinz ist schon vom Typ her gar kein Spion. So sind wir auch ohne jede Protektion in den Westen gekommen, nachdem wir ein halbes Jahr unter nicht immer sehr erfreulichen Umständen in West-Berlin im Lager saßen. Hier hat er sich dann auf ganz reguläre Weise um eine Stellung als Journalist bemüht, und diese spätere Stellung bei Metall hat ihn voll und ganz ausgefüllt."

„Und wie ist denn Ihre Meinung über die Reaktion der Öffentlichkeit in dieser Sache?“

„Dazu muß ich wirklich sagen, daß mich die von überallher bezogene Anteilnahme an unserem Geschick tief gerührt hat. Ich habe Zeichen des Mitgefühls nicht nur von allen unseren Freunden erfahren, sondern auch von Menschen, die ich früher nie gekannt habe. Sei es nun, daß sie in unserer nächsten Nachbarschaft wohnten oder in anderen Städten und Ländern. Es kamen auch viele Briefe aus europäischen Ländern von ehemaligen Kommunisten, die aber mit der alten Partei ihres menschenunwürdigen Verhaltens wegen schon längst gebrochen hatten.“

Mit am meisten bewegt aber hat mich der Brief eines jüdischen Arztes aus Haifa, eines Mitgefangenen von Heinz aus Auschwitz. In einer israelischen Zeitung hatte er es gelesen, und nun fragte er bei mir an, ob er mir irgendwie helfen könne. Solche Wege geht das Schicksal! Ganz im Gegensatz dazu steht eine andere Tatsache: Schon lange habe ich an das Generalsekretariat des Internationalen Auschwitz-Komitees geschrieben und sogar an seinen in Straßburg wohnenden Präsidenten. Beide Stellen haben noch nicht einmal geantwortet.

Aber trotzdem bin ich zuversichtlich. Und zwar deshalb, weil ich glaube, daß die ständigen Proteste gerade auch von liberalen und unpolitischen Organisationen der SED eines Tages doch unangenehm werden. Man muß sich doch immer vergegenwärtigen: Ein solcher ‚Fall Brandt‘ mit seinen fortwährenden Rechtsbrüchen wäre heute noch nicht einmal mehr in der Sowjetunion möglich. Da fragt man sich doch, was ist das für ein Regime, das heute noch so mit den Menschen umgeht?“

Text und Fotos: Rudolf Sulzmann

Das erste Lebenszeichen von Heinz Brandt

Am 16. Juni 1961 ist der Journalist Heinz Brandt von West-Berlin aus mit Gewalt in die Zone entführt worden. Am 12. Juni 1962 traf bei seiner Frau in Frankfurt der erste Brief von ihm ein. Absender: Zuchthaus Bautzen. Zwischen diesen beiden Daten liegt ein Jahr der Ungewißheit über das Schicksal Heinz Brandts, liegt das Schandurteil von 13 Zuchthausjahren, liegt schließlich eine Welle der Empörung und des Protestes in allen Ländern, in denen die Menschen sich noch einen Funken Rechtsgefühl bewahrt haben.

Einen Tag nach Eintreffen des ersten Briefes aus dem Bautzener Zuchthaus haben wir Frau Anneliese Brandt und ihre Kinder in ihrer Frankfurter Wohnung besucht.

„Sie können sich denken, eine wie große Spannung von uns fiel, als wir dieses erste

direkte Lebenszeichen nach einer Zeit so zehrender Ungewißheit in den Händen hielten. Die Kinder waren ganz aufgeregt und Reginas erstes Wort war: Wann kommt Pappi? Natürlich hat Heinz nur private Dinge geschrieben. Kein Wort über den Prozeß oder über Politik. Er macht sich Gedanken über die Erziehung der Kinder und gibt mir dafür Ratschläge. Aber er kann sich auf mich verlassen, und ich stehe ja auch nicht allein. So viele helfen mir. Ich habe den Eindruck, mein Mann ist nicht zerbrochen. Jetzt ist die Hauptsache, er bleibt gesund.“

Wie konnte es nur zu dieser Verhaftung im Sommer 1961 kommen? War es Leichtsinns von Heinz Brandt selbst, Vertrauensseligkeit in alte Freunde, eine illusionäre politische Vorstellung?

Frau Brandt verwirft alle diese Möglichkeiten. „Ich bin fest davon überzeugt, daß er gewaltsam entführt worden ist. Sehen Sie, aus seinen Briefen an frühere Freunde in der Zone, die er gleich nach unserer Emigration in die Bundesrepublik zur Erklärung und Rechtfertigung seines Verhaltens schrieb, geht seine Einstellung klar hervor. Er schreibt hier, daß er nicht die geringste Lust habe, von der Stasi (Anm.: Abkürzung für Staatssicherheitsdienst der Zone) ins Zuchthaus gesteckt zu werden. Wem sollte das denn nutzen? Kein Mensch ist dort an ehrlicher Diskussion interessiert, geistige Auseinandersetzung ist nicht erlaubt, die SED reformieren zu wollen ist eine Illusion. Und seine politische Einstellung kannte damals doch jeder, der mit ihm zu tun hatte. Er wollte auf jeden Fall das unsinnige Hoch-





„Ihre Bauten
sind tot -
überwindet
ihren Geist“

Dort in Nürnberg, wo in unseliger Zeit die Horden des Ungeistes und der Barbarei aufmarschierten, hatte Bayerns Gewerkschaftsjugend über 1000 Zelte aufgeschlagen, um den jungen Menschen Platz zu bieten, die aus Bayern, Rheinland-Pfalz, von der Saar, Baden-Württemberg, Hessen, aus Frankreich, Österreich und der Schweiz zum Pfingsttreffen der Gewerkschaftsjugend gekommen waren, um hier nicht nur alte Freundschaften aufzuzufri-schen, Sportkämpfe auszutragen, Laienspiele aufzuführen, sondern auch ihre Stimme zu erheben gegen den Ungeist, der sich in unserer Bundesrepublik wieder breitmacht, ihre Solidarität mit den Unterdrückten unter den Diktaturen zu bekunden und ihre Erfahrungen in der täglichen Arbeit auszutauschen. Und es war selbstverständlich, daß sie für ihr Treffen die Unterstützung der Stadtverwaltung fanden. Nürnbergs Oberbürgermeister fand gute und anerkennende Worte für die Jugend. Edmund Duda brachte die Grüße des Bundesvorstandes und forderte die Jugend auf, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, deren Schatten verschwinden müssen, wenn unsere Republik ein freier Staat bleiben soll.

Auf das Burggelände waren am Samstagabend auch viele Bürger Nürnbergs gekommen, um hier den Vorsitzenden des DGB-Landesbezirks Bayern, Ludwig Linsert, zu hören, der in seiner Rede sagte, die Jugend solle nie aufhören, die ältere Generation nach der Vergangenheit zu befragen. Nur so könne die Jugend lernen und die gleichen Fehler für die Zukunft vermeiden. Wörtlich sagte Linsert: „Noch immer besteht jener verhängnisvolle Gegensatz zwischen dem Recht des Staatsbürgers auf politische Mit- und Selbstbestimmung und der Tatsache, daß dieser gleiche Bürger im Betrieb nicht als Mitarbeiter, sondern als Untertan behandelt wird. Es muß deshalb für uns alle, für jung und alt, eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft sein, dahin zu wirken, daß die Betriebe vermenschlicht werden. Ein Kapitel gewerkschaftlicher Arbeit wird in nächster Zeit überschrieben werden müssen: Rettet den Menschen! Denn was nützt uns mehr Lohn und mehr Freizeit, wenn wir im Arbeitsleben allmählich auf den Status von Ameisen ge-



bracht werden und der Raubbau an unserer Gesundheit und unserer Persönlichkeit immer stärker in Erscheinung tritt.

Hart wandte sich Linsert gegen die einseitige Vermögensbildung, die in den Jahren des Aufschwungs nach dem Kriege einer kleinen Schicht von Unternehmern allein 175 Milliarden neues Vermögen gebracht habe, aber den arbeitenden Menschen nur gerade das Nötigste gegeben habe. Linsert führte die Äußerungen katholischer Würdenträger an, die solch einseitigen Verhältnisse schlechthin einen öffentlichen Skandal nannten. Auch die evangelische Kirche habe zu dieser Frage eine Denkschrift herausgegeben und Vorschläge zu einer gerechteren Verteilung der Vermögen gemacht. Es sei also an der Zeit, daß in der Bundesrepublik eine Lösung gefunden werde, die auch dem arbeitenden Menschen seinen gerechten Anteil am Sozialprodukt bringt.

Es war selbstverständlich, daß Linsert harte Worte fand gegen den Stacheldraht und die Mauer, die unser Volk fast hermetisch voneinander abgrenzt.

Nürnberg's Schauspielhaus brachte für die Jugend eine Sondervorstellung mit dem Schauspiel „Andorra“ von Max Frisch, viele Filme wurden gezeigt, eine Morgenfeier – wohlgelungen – gegen den Krieg erinnerte an die notwendige Verständigung der Menschen über alle Grenzen.

Es war ein reichhaltiges Programm, das an den Pfingsttagen ablief. Und es war schön, daß die Jugend selbst den wesentlichsten Teil beisteuerte.

So konnte Hans Graf, der Jugendsekretär für Niederbayern-Oberpfalz, der auch die Siegerehrung für die Sportkämpfe vornahm, neben dem Dank an alle, die zum Gelingen des Treffens beigetragen hatten, zum Abschluß des Treffens der Jugend zurufen: „Die junge Generation ist bereit und gewillt, mitzuwirken an der Gestaltung der Zukunft, und dies nicht nur im gewerkschaftlichen, sondern auch im politischen Bereich. Überwinden wir den Ungeist jenes Nazistaates, und arbeiten wir nun auch draußen weiter in dem guten Sinn unseres Pfingsttreffens!“

Erfreuliche Initiative



Georg Reuter wurde 60 Jahre

Am 24. Juni vollendete Georg Reuter, der von 1949 bis 1959 stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes war, sein 60. Lebensjahr. Seit 1918 in der Gewerkschaftsbewegung tätig, setzte er nach dem zweiten Weltkrieg seine ganze Kraft für den Wiederaufbau der Gewerkschaften ein. 1946 wurde er zum Generalsekretär des Bayerischen Gewerkschaftsbundes gewählt. Auf dem Gründungskongress des DGB in München wurde er zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Er wirkte neben dieser Funktion als Leiter der Hauptabteilung Organisation und Werbung. 1959 zwangen ihn gesundheitliche Gründe zum Ausscheiden aus dem Amt, aber nach wie vor gilt sein Interesse dem Wirken und Geschick der Einheitsgewerkschaft.

„aufwärts“ wünscht Georg Reuter, der immer ein fördernder Freund der Zeitschrift war, alles Gute für seinen Lebensabend.

Bereits am 18. April 1959 hatte der Deutsche Bundestag einen interfraktionellen Antrag einstimmig befürwortet, der die Bundesregierung ersuchte, möglichst umgehend einen Gesetzentwurf über Berufsausbildungsbeihilfen vorzulegen. Mehr als drei Jahre sind vergangen, die Bundesregierung hat sich nicht gerührt.

Die Gewerkschaftsjugend und der DGB fordern seit Jahren eine einheitliche Regelung der Ausbildungsbeihilfen. Erst die 5. Bundesjugendkonferenz des DGB am 13./14. April 1962 in Berlin hat die Erinnerung an den alten, einmütigen Bundestagsbeschluss erneuert und die Erwartung ausgesprochen, daß die Bundesregierung der vor drei Jahren ergangenen Aufforderung nun in Kürze nachkommt.

In Übereinstimmung mit dem Deutschen Bundesjugendring verlangte die Bundesjugendkonferenz im Gesetz insbesondere:

Die Festlegung eines grundsätzlichen Rechtsanspruches auf Ausbildungsbeihilfen für junge Menschen, die Einbeziehung auch der weiterführenden Ausbildungsmöglichkeiten in die Förderung, die Gewährung von Ausbildungsbeihilfen an alle jungen Menschen, die eine gute Leistung im entsprechenden Ausbildungsgang erwarten lassen, und die Festlegung der Eigenleistungsgrenze sowie der Ausbildungsbeihilfen in Anpassung an die jeweiligen Lebenshaltungskosten. Fürsorge-Richtsätze als Bemessungsgrundlage sind abzulehnen.

Nun hat, gut ein Monat nach der Bundesjugendkonferenz, die Fraktion der SPD am 17. Mai einen eigenen Gesetzentwurf für die Ausbildungsförderung im Bundestag eingebracht. Wir werden mit großem Interesse verfolgen, wie der Bundestag in dieser Angelegenheit weiter verfährt.

Man darf erwarten, daß ein derartiges Gesetz nun wirklich bald im Bundestag beraten und

verabschiedet wird, denn die CDU/CSU-Fraktion erklärte, daß die SPD mit diesem Entwurf offene Türen einreißt und in der letzten Regierungserklärung ein großzügiger Plan für die Ausbildung der Jugend angekündigt worden sei. Außerdem, so wissen wir, beschäftigt sich ein interministerieller Ausschuss seit Monaten ebenfalls mit einem Gesetzentwurf, der bald fertiggestellt sein soll.

Nachfolgend einige Erläuterungen über den Inhalt des Gesetzentwurfes:

Die Ausbildungsbeihilfe soll für den Besuch aller staatlichen Ausbildungseinrichtungen gewährt werden, wie z. B. allgemeinbildende und berufsbildende Schulen, höhere Fachschulen, pädagogische Ausbildungsstätten sowie Hochschulen aller Art; ferner soll die Ausbildungsförderung auch für anerkannte Lehr- und Anlernberufe gewährt werden.

Die Ausbildungsförderung soll sämtliche Ausbildungskosten umfassen, und zwar soweit sie den Ausbildungsbedarf betreffen: Schulgeld, Studiengebühren, Lernmittel, Arbeitsausrüstung, Arbeitsmaterial, Fahrtkosten usw. und die Kosten des Lebensunterhaltes während der Zeit der Ausbildung. Damit wird die Ausbildung auch außerhalb des Wohnsitzes ermöglicht.

Ausbildungsförderung soll erhalten, wer die durch die Ausbildung entstehenden Kosten nicht oder nur teilweise selbst aufbringen kann. Sie wird in Höhe des Unterschiedsbetrages zwischen den Ausbildungskosten und der zumutbaren Eigenleistung, auch der der Eltern, gewährt. Für die Eigenleistung sollen bestimmte Einkommensfreibeträge festgesetzt werden, so daß nicht unbedingt eine Eigenleistung vorausgesetzt werden soll.

Zu kritisieren wäre die Absicht, bei der Errechnung der Kosten des Lebensunterhaltes den Regelsatz der Sozialhilfe, wenn auch in doppelter Höhe und zuzüglich eines Taschen-

geldes zugrunde zu legen. Die Ausbildungsförderung darf nicht in den Geruch einer Sozialhilfe oder Wohlfahrtsunterstützung kommen. Sie muß, einmal gesetzlich festgelegt, den Charakter eines Lohn- und Gehaltsanspruches haben.

Die Beiträge der Ausbildungsförderung sollen sich ähnlich wie die Altersrenten dynamisch den Lebenshaltungs- und Ausbildungskosten anpassen. Eine derartige Regelung wäre außerordentlich zu begrüßen, da allein dadurch eine Wirksamkeit der Ausbildungsförderung auch bei veränderten Preisbedingungen gewährleistet ist.

Für die Aufbringung der Mittel kann allein der Staat herangezogen werden. Die im Entwurf beabsichtigte Belastung der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung scheint jedoch sehr bedenklich. Die von der Bundesanstalt verwendeten Gelder sollen lediglich als Rücklagen für die Arbeitslosenversicherung verwendet werden. Es wäre unbillig, sie durch gesetzliche Bestimmung zweckfremd zu verwenden. Und was wäre mit der Ausbildungsförderung, wenn einmal die Bundesanstalt größere Summen Arbeitslosenunterstützung auszahlen müßte? Die Koppelung ist also sehr gefährlich und nicht ratsam.

Der DGB hat den Entwurf begrüßt, weil er darin eine erste Initiative überhaupt sieht. Man darf hoffen, daß die Beratungen im interministeriellen Ausschuss bald zum Abschluß gelangen und die Beratungen im Bundestag über dieses Gesetz bald beginnen können. Da alle Fraktionen anscheinend positiv zu dieser Angelegenheit stehen, dürfte der baldigen Verabschiedung eines Ausbildungsförderungsgesetzes nichts mehr im Wege zu stehen.

E. Duda

Reisender, kommst du nach Spanien ...

Es ist bekannt, daß in Spanien der Faschismus herrscht. Mit militärischer Hilfe der deutschen Nationalsozialisten wurde der Diktator des Landes, General Franco, vor fast 30 Jahren an die Macht gebracht. Über diese drei Jahrzehnte wurde das spanische Volk von der Außenwelt abgeriegelt, geknebelt und geknechtet; nur die Älteren in diesem Lande wissen noch, wie ein Leben ohne Diktatur aussah.

Mitteilung auf Grund des § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: „aufwärts“ erscheint im Bund Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750 000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 409, Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Seitdem durch Reisegesellschaften der „Ur-laub von der Stange“ Mode wurde, sind Länder für den Touristen erschlossen worden, die früher nur gewissen Schichten offenstanden. So auch das Land hinter den Pyrenäen. Es muß aber jedem, der in das Spanien Francos fährt, klar sein, daß er der Faschisten-Regierung dieses Landes Devisen bringt, die finanziell die Machtposition des Diktators festigen.

Aus diesem Grunde war für viele Urlaubsplaner die Pyrenäenhalbinsel nicht vorhanden, da sie keinen faschistischen Boden betreten wollten; für mich galt dieser Grundsatz auch. Ich bin von diesem Entschluß abgegangen. Anlaß der Änderung dieses Grundsatzes war die Unterhaltung mit dem Touristen en gros, der nur davon sprach, wie billig es in Spanien war und mit welcher großen Geste er dort unter das notleidende Volk Trinkgelder verteilt habe. Diese Menschen sind Demonstranten eines sogenannten Wohlstandes, die in einem fremden Land waren, es aber nicht sahen. Sie machten sich über Land und Leute keine Gedanken und wollten nur ihr Vergnügen dort finden.

Welch einen Eindruck bekommt aber der freiheitsliebende Spanier, der seit Jahrzehnten nichts von der Außenwelt sah und hörte? Muß für den Spanier nicht die Hoffnung dahinschwimmen, wenn die „freie“ Welt so vertreten wird: durch Trinkgeld und Hochmut. Als mir vor einigen Wochen ein Berichtstatter des Süddeutschen Rundfunks erzählte, wie verzweifelt Spanier aus allen Richtungen, Arbeiter und Priester, versuchten, Kontakt mit der Außenwelt zu bekommen, da war der Standpunkt, grundsätzlich nicht nach Spanien zu

reisen, ein wenig erschüttert. Er gab mir einige Adressen, wies aber darauf hin, daß man bei Formulierungen in Briefen äußerst vorsichtig sein müsse, da alle Schreiben, die vom Ausland in dieses Land gehen, zensiert werden; das geschieht nicht einmal in Rußland. Wie gering sind die Nachrichten, die von uns aus über die Pyrenäen gelangen?

Und dann habe ich mit Menschen gesprochen, die Spanien besuchten, aber nicht nur Palmen und die schöne Sonne sahen, sondern die sich mit den Menschen und ihren Lebensverhältnissen befaßt haben. Sie hatten mit Arbeitern gesprochen, die schon einmal ein halbes Jahr eingesperrt wurden, weil sie sich an einem Streik, der kein politischer war, beteiligt hatten; sie wollten die unmöglichen Lebensbedingungen nur ein wenig erträglicher gestalten. Man berichtete, daß die Arbeiter im kleinen Kreis Bilder von Stalin zeigen und daß sie damit Freiheit meinen; die Ereignisse der Welt außerhalb Spaniens sind inzwischen schon derart verschwommen, weil die Regierung durch Zensur bestimmt, was man wissen darf.

Es wurde mir erzählt, daß die spanischen Arbeiter begierig auf Informationen aus der freien Welt seien, weil sie sich so verlassen vorkommen. Verlassen in einem Land, in dem der Staat und seine Regierung über jeden Schritt wachen. Abends um 23 Uhr haben die Spanier in einigen Stadtteilen der Industriegebiete in ihren Wohnungen zu sein. Ein Nachtwächter, der jeweils über einen kleinen Bezirk herrscht, wacht genau darüber, daß man pünktlich in seiner Wohnung ist. Wer nicht in seinem Hause ist, macht sich verdächtig. Der Staat ist mißtrauisch, er traut der Ruhe, die er selbst

bestimmt, nicht. Wer aber sieht von den Touristen diese spanischen Verhältnisse?

Diejenigen, die nur das Amüsement suchen, bestimmt nicht. Wie aber ist dem Arbeiter zuzumute, der ein halbes Jahr in ein Gefängnis gesperrt wurde, weil er etwas tat, was dem Urlauber in seinem Land selbstverständlich ist: eine Beteiligung an einem Streik. Wie mag der Mann fühlen, wenn der Besucher meint, mit einem Trinkgeld den Hunger seines Kindes zu stillen?

Man weiß, daß die Spanier ohne Streikkassen und unter der Gefahr des Freiheitsentzuges die Arbeit niederlegten, um bessere Löhne zu fordern. Dafür mußten und müssen sie leiden, wie unsere Väter vor Jahrzehnten. Es ist so, daß der Spanienbesucher dem faschistischen Staat Devisen bringt, aber soll man seine geknechteten Einwohner dem Durchschnittstouristen überlassen, der den Spaniern gar nichts geben kann? Er nimmt sogar noch was: die Hoffnung.

Reisender, kommst du nach Spanien, sieh dich um und befrage dich mit deinem Bruder, denn er braucht dich, nicht dein Geld, obwohl er so bitterarm ist.

Dieter Schmidt

„aufwärts“ stellt diesen Beitrag zur Diskussion

Licht im Fenster

Von Jurij Nagibin

Erzählung aus der Zeit des „Taufwetters“
in Rußland

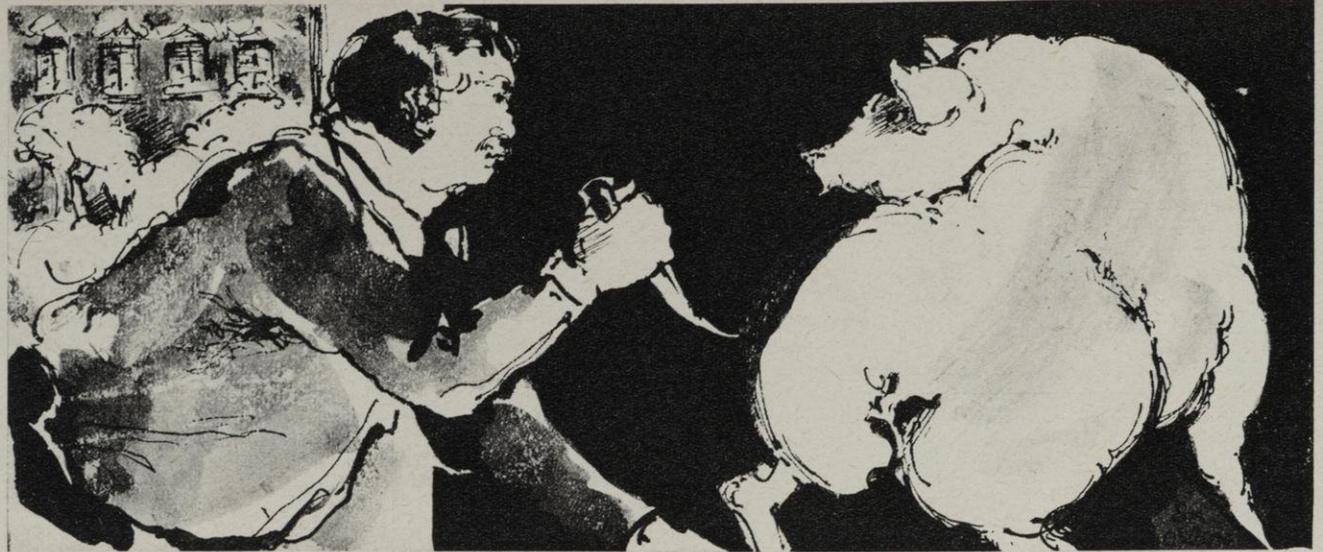
Ende März brach die kleine Brücke über die tiefe Schlucht, die das Erholungsheim von der Chaussee trennte, zusammen. Kurz darauf setzte auch der Eisgang auf dem Fluß ein, die Eisdecke zerbrach und mit ihr die letzte Verbindung zur übrigen Welt. Die Versorgung des Erholungsheimes war damit unterbrochen. Einige Tage fütterte man sich auf Kosten des noch Vorhandenen durch, aber dann gingen auch die letzten Reserven zu Ende. In den Speisekammern waren nur noch einige wenige Konserven, etwas Zucker, Pflanzenfett und Trockengemüse übriggeblieben. Da befahl der Direktor, Wassilij Petrowitsch, sein privates Schwein zu schlachten, um damit die Erholungsbedürftigen zu ernähren.

Der Küchenchef selbst schlachtete das Schwein. Er war schon ein älterer, kräftiger Mensch, ein ehemaliger Militärkoch. Wassilij Petrowitsch half ihm. Das erwies sich als gar nicht einfach. Das plumpe, von den Küchenabfällen vier Zentner schwer gewordene Schwein Maschka raste in seine Stallecke, als die Schlächter in der Stalltür erschienen. Es ahnte wahrscheinlich, weshalb sie zu ihm kamen, obgleich der Küchenchef das Messer hinter seinem Rücken versteckt hielt.

Sie mußten viel Kraft aufwenden. Wassilij Petrowitsch und der Küchenchef fielen nicht nur einmal einzeln oder gemeinsam auf die schmutzigen Bretter, als sie versuchten, Maschka an den Beinen zu greifen. Mit einer von der Todesangst beflügelten Flinkheit entglitt ihnen das schwere, vom Fett fast erblindete Schwein immer wieder aus den griffbereiten Händen und warf sich mit herzzerreißendem Gequieke durch den Stall. Schließlich gelang es ihnen doch, es auf den Rücken zu werfen. Der Küchenchef ergriff das lange Messer. Mit genauer, gemessener Bewegung stieß er die dünne, schmale Klinge unter das linke Bein des Schweines und zog das Messer heftig zurück.

Danach sengte man Maschka bis zu wächserner Bräune, man schnitt die Speckschicht herunter und teilte sie auf. Wassilij Petrowitsch tat seine Arbeit wie im Traum. Er hatte schon mehrmals Schweine geschlachtet. Diesmal erschien ihm aber diese einfache, alltägliche Arbeit als grausame Gewalttat an dem warmen, atmenden, wehrlosen Leben. Er vermochte die fürchterlichen Vorwürfe der schwachsichtigen, bernsteingelben, schmalen Augen Maschkas nicht zu vergessen. Kein einziges Schwein, das er für seinen eigenen Bedarf geschlachtet hatte, hatte ihn je so angeschaut...

Es war aber nun einmal geschehen. Die Feriengäste aßen Maschka mit dem gleichen Appetit auf, mit dem sie alle anderen Gerichte an der Tafel verschlangen. Wassilij Petrowitsch erwartete diesmal keine Dankesbezeugung. Er



empfand eine bittere Befriedigung darin, daß seinem selbstlosen Vorgehen Vergessen beschieden sein sollte. Aber es kam anders. In den Augen der Angestellten des Erholungsheimes war, wenn sie den Direktor ansahen, etwas, was früher nicht darin gewesen war. Zumindest hatte es Wassilij Petrowitsch vorher nicht bemerkt. Als er es jedoch merkte, begriff er dieses warme Leuchten nicht, das aus den Augen der Reinmachefrauen, der Serviererinnen, der Schwestern und der anderen im Hause Angestellten strahlte. Es liegt eine eigentümliche, traurige Freude in der Nichtanerkennung. Aber weit mehr wird der Mensch beglückt durch die, wenn auch schweigende Zustimmung seiner Umgebung. In der Gangart des rundlichen, stämmigen, von Wuchs kleinen Direktors zeigte sich so etwas wie ein Aufleben.

Nur ein Mensch wertete die bescheidene Tat des Direktors nicht: die Reinmachefrau des Hilfsgebäudes, Nastja. In ihren schwarzen Augen fing des Direktors Blick nicht den ihm bekannten wärmenden Strahl auf. Aber gerade ihre Billigung wäre ihm besonders teuer gewesen: Mit Nastja verbanden den Direktor enge und komplizierte Beziehungen...

Als Wassilij Petrowitsch die Wirtschaft des Erholungsheimes übernahm, besichtigte er zusammen mit dem früheren Direktor alle Gebäude und Gärten, alle Wohnräume des eigentlichen Blocks und der Nebengebäude. Als sie damit fertig waren, führte ihn der frühere Direktor an ein sehr ordentlich aussehendes einstöckiges Häuschen mit verglaster Terrasse.

„In diesem Flügel...“

Ohne zu Ende zu sprechen, ging er an das Haus heran, schloß das englische Schloß in der mit Filz und Wachleinwand beschlagenen Tür auf und lud Wassilij Petrowitsch mit einer Geste ein, ihm zu folgen. Sie befanden sich in einem geräumigen, nach trockenem Fichtenholz duftenden Vorhaus, von wo aus sich vor Wassilij Petrowitschs Blick eine große, nach großstädtischer Art aus drei Zimmern bestehende Wohnung öffnete; rechts durch den Türrahmen grünte matt das Tuch eines Billards. Im ersten Raum, dem Gästezimmer, stand auf einem polierten Eichentisch ein Fernsehgerät. Längs der Wand befanden sich weiche Sofas, in der Mitte des Zimmers ein runder Tisch, der mit einer schweren Tischdecke mit herunterhängenden Fransen bedeckt war. Um den Tisch standen schwere, massive Sessel. Über dem Tisch glitzerte matt, das Licht widerspiegelnd, eine Kristallkrone. Zwei Türen, die das Gästezimmer mit den anderen Zimmern verbanden, erlaubten einen Blick auf zwei blütenweiße pralle Kissen im Schlafzimmer, eine Ecke des Schreibtisches und den Saum eines flauschigen Teppichs im Arbeitszimmer.

Wassilij Petrowitsch schwieg unter dem Eindruck dieser Herrlichkeit. „Es ist unsere eiserne Ration“, sagte mit gespielter Stolz der frühere Direktor. „Wir reservieren es für den Fall, daß ‚Er‘ selbst kommen sollte.“

„Na, kaum anzunehmen, daß ‚Er‘ selbst kommen wird...“, murmelte Wassilij Petrowitsch mit gezwungenem Lächeln. Wassilij Petrowitsch hatte sein ganzes Leben als Wirtschaftler noch niemals mit hohen Chefs zu tun gehabt, und deshalb glaubte er nicht an eine solche Möglichkeit.

„Davor, wissen Sie, ist man niemals sicher“, schloß der frühere Direktor im selben etwas spielerischen, ungewissen Ton, den er anschlug, als er die Schwelle des „Tempels“ überschritt. „Ich sage das, damit Sie auf der Hut sind.“

Der Rat drang tief in Wassilij Petrowitschs Herz. Er war auch wirklich die ganze Zeit auf der Hut, damit ihn die Ankunft des hohen Gastes nicht überraschte. Er bestimmte Nastja zur Reinmachefrau dieses Hilfsgebäudes, und es gehörte zu ihren Pflichten, täglich die unbewohnten Zimmer aufzuräumen, den unbetretenen Fußboden zu waschen, die Blumen in den Vasen, die vergeblich dufteten, auszuwechseln, mit einer Bürste das grüne Billardtuch zu säubern, dessen Haar, wie es schien, wie ein vernachlässigter Rasen zu wachsen begann. Im übrigen legte er einen Teil der Sorge auch auf den Hauswart Stepan: Er mußte das Eis von den Vorstufen abhacken, den aufgehäuften Schnee unter den Fenstern wegräumen, genügend trockene Birkenscheite in Reserve haben für den Fall, daß sich der hohe Chef am Spiel des Feuers im Kamin ergötzen wollte.

Mit einem Wort, alles war vorbereitet, damit ein unverhofft eintretender Gast spüren sollte, mit welcher Ungeduld man ihn erwartet, mit welcher Besorgtheit man sich auf seine Ankunft gerüstet hatte.

Dennoch waren diese Zimmer stets Quelle ständiger innerlicher Unruhe für Wassilij Petrowitsch. Als Wirtschaftler konnte er sich schwer damit zufriedengeben, daß sie nutzlos Mittel und menschliche Arbeit verschlangen. Manchmal bedrückte ihn auch als Mensch dieses Verbot, das über die Räume verhängt war. Lange konnte er nicht die Gesichter zweier Jungvermählter vergessen, die während der Hochsaison, im Monat Juli, ankamen, als das Haus völlig überfüllt war: Man brachte sie in getrennten Zimmern unter. Er erbeute damals fast bei dem Gedanken, welch unsagbares Glück es für die beiden gewesen wäre, eine Wohnung für sich allein zu haben. Er nahm sich aber zusammen. Und so begaben sich die jungen Leute, nachdem sie sich noch einmal angeblickt hatten, als ob sie sich für

das ganze Leben voneinander trennen müßten jeder in einen anderen Block.

Nicht besser fühlte sich Wassilij Petrowitsch auch während der Anwesenheit des angesehenen Maurers, der einst das Erholungsheim gebaut hatte. Der Maurer war mit seiner Frau und drei ziemlich unruhigen Söhnen gekommen; sogar in einem Doppelzimmer hatten die alten Leute keine Minute Ruhe vor dem Übermut ihrer Schlingel.

Mit Betrübnis hörte der Direktor, wie auf dem demolierten allgemeinen Billard Bälle rollten, während in der leerstehenden Wohnung nutz- und sinnlos ein wunderbarer Billardtisch stand. Eine ganz ähnliche Empfindung rief in ihm die an den Fenstern des Fernsehimmers hängende Serviererinnen-Traube hervor. Der kleine Fernsehsaal war kaum in der Lage, die Feriengäste aufzunehmen. Die Mädchen stießen einander und zankten sich bei dem Versuch, das durch das Fensterglas verzerrte Bild auf dem Fernsehschirm zu erhaschen. Im Nebenhaus stand indessen völlig nutzlos ein ausgezeichnetes Fernsehgerät herum.

Das alles wirkte auf Wassilij Petrowitsch so bedrückend, daß es für ihn unerträglich wurde, allein die Last dieses Ärgers zu tragen. Er begann, ihn mit der Reinmachefrau Nastja zu teilen: Er war sicher, daß diese schweigsame, verschlossene Frau mit den schwarzen Augen zu niemandem darüber sprechen werde. Ihr erzählte er auch von dem jungen Ehepaar und dem Maurer. Aber in Nastjas schwarzen Augen entdeckte er dabei kein einziges Mal Mitgefühl, sondern Ablehnung. Das kam ihn noch bitterer an, und er klagte bei ihr immer und immer wieder über jedes neue Pech. Er tat dies in der dunklen Hoffnung, daß sie ihn schließlich verstehen werde. Als er sich aber überzeugte, daß sogar nicht einmal seine Aufopferung, seine bescheidene Tat, das vorwurfsvolle Feuerchen in ihrem tiefen, unverwandten Blick auszulöschen vermochte, wurde ihm klar, daß er sein Kreuz allein zu tragen hatte.

Wassilij Petrowitsch verstand Nastja nicht. Es war auch gar nicht einfach, diese stille, ein wenig schwerhörige, verschlossene Frau mit dem seltsamen, nicht schönen, aber anziehenden Gesicht zu verstehen.

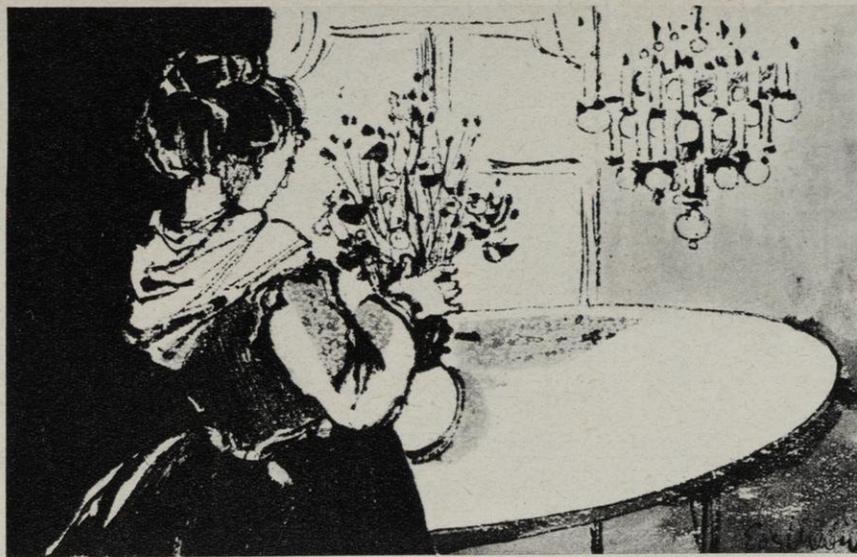


Natürlich, Nastja war nicht hübsch. Es brauchte aber nur jemand zu sagen: „Wißt ihr was, sie hat irgend etwas Besonderes“, und schon waren alle damit einverstanden. Ein solcher Anstoß zwang die Leute, einen verhüllten, ungewöhnlichen Reiz in Nastja zu bemerken. Es ist schwer zu sagen, worin dieser Reiz bestand: Lag das an dem schüchternen, jugendlichen, seltsam tiefen und durchdringenden Blick ihrer Augen oder an der stolzen Haltung des Kopfes, oder lag es an etwas anderem? Nastja war immerhin schon weit über Dreißig. Diese zweite Gestalt Nastjas war nicht beständig, sie verschwand rasch, ein befremdliches Gefühl hinterlassend, und von neuem tauchte die unschöne Frau unbestimmten Alters, mit blassem wettergebräuntem Gesicht und den großen verarbeiteten Händen auf. Vor vielen Jahren zog Nastjas seltsames und unbeständiges Gesicht einen jungen Zureiter vom Gestüt an. Dann begann aber der Krieg, und Nastja wurde schnell von einer Braut zur Witwe. Nastja fühlte sich von da an immer vom Leben gekränkt, und als der Direktor danach strebte, daß man ihn für einen guten Menschen hielt, benahm sich Nastja so, daß man sie nicht der Güte und des Eingehens darauf verdächtigen konnte.

Grimmig wahrte sie ihre Rechte: Von neun bis zehn Uhr morgens – keine Minute früher, keine Minute später – putzte sie die Räume; Punkt acht Uhr dreißig trug sie warmes Wasser zum Rasieren herein; die Betten richtete sie nicht her, das hatten die Gäste selbst zu machen. Jedem, der versuchte, auf diese ihre Rechte einen Anschlag zu verüben, sagte sie direkt ins Gesicht: „Dazu bin ich nicht verpflichtet.“ Aber trotzdem geschah es manchmal, daß Nastja von sich aus die Betten herrichtete und heißes Wasser gleich dreimal am Tage hereinbrachte und auch verschiedene andere nicht zu ihren Pflichten gehörende Arbeiten verrichtete. Sie rächte sich auf ihre Art, indem sie die Zehn- und Fünfundzwanzigrubelscheine, die man ihr vor der Abreise zustecken suchte, entschieden ablehnte. Ihr Gesicht pflegte dabei einen solch bösen Ausdruck anzunehmen, daß die Feriengäste – murrend um Verzeihung bittend – die in ihren Händen feuchtgewordenen, zerknitterten Scheine verlegen wieder einsteckten.

Nastjas ganzes Leben nahm einen anderen Weg, als man sie zur Reinemachefrau im Sondergebäude bestimmte. Zuerst empfand sie des Direktors Befehl als groben Anschlag auf ihre Rechte, und sogar das fürchterlich Wort „Er selbst!“ machte auf sie keinen Eindruck. Aber entzückt von der herrlichen Ausstattung der Zimmer, verlor sie jegliche Lust zum Protestieren. Und nachher konzentrierte sich auf diese Zimmer der ganze Sinn ihrer Existenz. Nastja gab sich der neuen Tätigkeit mit der ganzen Leidenschaft ihres Herzens hin. Allmählich bildete sich in ihrem Bewußtsein die merkwürdig legendäre Gestalt dessen heraus, der kommen und in diese Herrlichkeit treten mußte. Sie glaubte, daß es ein ungewöhnlicher, niemandem ähnlicher Mensch sein müsse, dem man so viel Fürsorge erweise, weil er auch unsichtbar dazu nötigte, täglich, stündlich über ihn nachzudenken. Für Nastja gab es keine größere Freude, als sich um die Zimmer zu kümmern, die ihn einmal aufnehmen mußten. Aber sie vernachlässigte auch ihre anderen Pflichten nicht. Mit ihrer üblichen unausrottbaren Gewissenhaftigkeit räumte sie in den beiden Stockwerken des Hilfsblocks auf: Sie reinigte die Fußböden, leerte die Aschbecher, polierte Glas, Badewanne und Waschbecken auf Hochglanz, wechselte das Wasser in den Karaffen, schüttelte Bettumrandung und Brücken aus und richtete sogar (zwar mit sich selbst brummend) die Betten her. Aber das alles berührte nicht ihr Herz, das alles gehörte zum Alltag jenes Lebens, das man leben konnte oder auch nicht. Dafür aber lebte sie leidenschaftlich, mit pochendem Herzen und befriedigt auf, wenn die Reihe an die ersehnten Gemächer kam. Hier verwandelte sich ihre übliche Arbeit in etwas Schöpferisches.

Man kann ein Fenster einfach putzen, man kann aber auch Wunder vollbringen: es so durchsichtig machen, so glitzernd und sonnig, daß es gleichsam die Bläue des Himmels mit ins Zimmer hineinzieht, auch das Weiße des Schnees, auch das Grüne des Waldes; es verschwinden die Wände, das Zimmer wird zu einem Teil der Weite. Eine Sache ist es, im Zimmer Ordnung zu machen, eine andere Sache, für die Gegenstände im Zimmer den einzig möglichen Platz zu finden; den Schrank nicht gerade, sondern ein klein wenig schräg



zu stellen, das Fernsehgerät etwas vorzurücken, die Vase mit den Blumen vom kleinen Tischchen zu nehmen und in die Mitte des großen ovalen Tisches zu stellen – und sofort wird alles anders: tritt einer ärmlichen Ordnung – Schönheit.

Fast jeder Tag brachte für Nastja einen kleinen Fund, und der Direktor, der von Zeit zu Zeit die Bereitschaft der unbewohnten Gemächer überprüfte, verspürte etwas, wofür er keine Benennung finden konnte. Er fand zwar keine Veränderungen vor, alles schien so wie früher zu sein, aber aus irgendeinem Grunde schenkte ihm das Aussehen dieser Räume jedesmal neue Freude und ein immer wachsendes Sicherheitsempfinden.

Allein der Gedanke, daß diese Gemächer jemals ein zufälliger Mensch belegen könnte, erschien Nastja schon frevelhaft. Des Direktors Unschlüssigkeit kränkte sie: Niemand sollte versuchen, die Schwelle dieses Hauses zu betreten, außer „Er“ selbst...

Es vergingen Tage, Wochen, Monate – niemand kam. Es verging ein Jahr, ein zweites verstrich rasch darauf, aber die Zimmer blieben so wie früher, unbewohnt und kalt, weil sie die Anwesenheit eines Menschen nicht erwärmte; wie früher strahlten Möbel und Sachen in unnötigem Glanz, wie früher startete einen das blinde und stumme Fernsehgerät mit seinem weißlichen Auge an; die Bälle, die das Rollen vergessen hatten, schienen auf dem grasgrünen Tuch des Billards fett zu werden; der schöne Spiegel im handgeschnitzten Rahmen spiegelte kein menschliches Antlitz wider außer dem blaß-bräunlichen Gesicht mit den festgespannten Backenknochen und den schwarzen, ein wenig tiefliegenden Augen Nastjas, kein Kopf hat in seiner Schlaftrunkenheit die prallgefüllten, kühlen Kissen berührt. Das vergebliche Warten, die vergeudete Mühe, der nutzlos verschwendete Eifer erzeugten in Nastja allmählich Haß. Sie war betrogen worden, nicht vom Direktor – was ging sie der schon an –, sondern von jenem, den sie mit solcher Leidenschaft und Ungeduld erwartet hatte.

Darüber nachdenken, daß der erwartete Gast nicht gekommen war, bedeutet neues Warten. Aber das konnte sie nicht – sie wollte nicht mehr warten. Sie hörte auf, die Sachen zu ordnen, in den Räumen etwas umzustellen, und Wassilij Petrowitsch schien es, daß sich Nastja ihren Pflichten gegenüber nachlässig verhielt. Er strich mit seiner Hand über das Fernsehgerät, über die Stuhllehnen, aber nirgends war ein Stäubchen; er strich mit dem Finger über das spiegelblanke Glas – alles sauber; er stampfte auf dem Teppich, aber vergeblich versuchte er ihm ein Staubwölkchen zu entlocken. Nichts gab es, was man zum Vorwand eines Tadels nehmen könnte. Aber trotzdem vermißte er irgend etwas, und Wassilij Petrowitsch zog unzufrieden die Augenbrauen zusammen.

Nastjas Mißachtung vor dem unsichtbaren Einwohner wuchs inzwischen, sie ergriff ihr ganzes Wesen. Ihr erschien es jetzt als gewaltige Ungerechtigkeit, daß „Ihm“ die großen Räume voller Licht und Luft, alle diese schönen und nützlichen Sachen gegeben wurden.

Eines Nachts kehrte Wassilij Petrowitsch nach einem einsamen Spaziergang heim. Er liebte diese Stunde vor Mitternacht sehr, wenn das ganze Erholungsheim mit allen seinen Nebengebäuden in Schlaf gehüllt dalag; wenn die

lästigen Wünsche der Gäste aufhörten, wenn er nichts mehr wahrzunehmen brauchte, weder die Erholungsuchenden noch die Oberschwester, den Küchenchef, Buchhalter, Lagerverwalter oder Gärtner, weder einen plötzlichen Kontrolleur aus dem Ministerium noch einen Telefonanruf aus den Kolchosen, die von ihm immer etwas wollten, noch seine Frau, die nie recht verstehen wollte, daß er nur Direktor und nicht Eigentümer des Erholungsheimes war. Zu dieser Stunde schliefen sie alle. Alles ruhte. Es ist wahr, diese bescheidene Freude war ihm nur selten beschied, gewöhnlich zwang ihn schon die Ermüdung, gleich nach Feierabend das Bett aufzusuchen.

Die Nacht hatte das Territorium des Erholungsheimes in Finsternis gehüllt, die vom grünlichen Licht des Neumondes ein wenig aufgehellte wurde. In diesem grünlichen Dunkel sah alles so feierlich und ordentlich, alles so schön wie geschmückt aus; die hohen, schroff vereisten Schneehaufen an den Wegen und Alleerändern, sogar die am Tage unerträglich häßliche Hirsch-Gipsfigur, die eher einem Schäferhund mit zum Scherz angebrachten Hörnern ähnelte.

Gut und friedlich gingen die Gedanken durch seinen Kopf; daß man das Schwerste im Leben schon hinter sich hat und daß man nun geruhsam und sorglos in einem warmen Bett einschlafen kann, ohne zu befürchten, daß man mitten in der Nacht geweckt werden würde; daß in den Beziehungen zwischen den Menschen der Geist des gegenseitigen Verstehens und Vertrauens immer mehr gefestigt wird; daß man, ohne der Angst vor Mißgunstigen ausgesetzt zu sein, wirklich von Herzen etwas unternehmen konnte, um das Leben der Erholungsuchenden besser, satter, friedlicher und fröhlicher zu gestalten, genauso wie das eigene Leben...

Wassilij Petrowitsch bog um die Ecke des Hauses und erstarrte plötzlich; er zuckte zurück, den Kopf zur Seite gewandt, wie ein Pferd, das einen Zaun angerannt hat; in den Fenstern des unbewohnten Flügels brannte Licht. Genauer: im Arbeitszimmer brannte Licht, im Schlafzimmer und im Billardzimmer, von wo ein trockenes, beinernes Anschlagen der Bälle zu ihm drang. Im Gästezimmer war es dunkel, aber dort klang Musik. Als Wassilij Petrowitsch die augenblickliche Erstarrung überwunden und ein paar Schritte nach vorwärts gemacht hatte, sah er auf der den Fenstern gegenüberliegenden Wand des Gästezimmers blasse, behende Lichtreflexe, und er begriff, daß das Fernsehgerät eingeschaltet war.

Ein seltsames Gefühl durchdrang Wassilij Petrowitsch. Für einen Augenblick dünkte es ihn, daß die Sachen, ihrer Unnützigkeit müde, zu meutern und ohne menschliche Hilfe ein eigenes Leben zu leben begonnen hätten: Die Lampen hatten sich entzündet, die Bälle begannen, auf dem grünen Tisch des Billards herumzulaufen, das Fernsehgerät war erwacht zur Freude der Sessel, des Tisches und des Diwans. Aber dieses wunderliche Gefühl wurde im Nu von einem anderen mehr nüchternen, wenn auch ebenso beklommenen Gefühl abgelöst: Es hat sich erfüllt...! Das, worauf er mit solchem Zittern und Beben mehr als ein Jahr gewartet und auf das er fast schon zu warten aufgehört hatte, es hat sich erfüllt. Der vornehme Gast ist sozusagen absichtlich während der Abwesenheit des Direktors ein-

getroffen. Als ihn niemand erwartet hatte, fand er auf heimliche, unbegreifliche Weise die für ihn bestimmten Gemächer, drang ohne Schlüssel ein und gab gleichsam wie ein alter Herrscher, der sich seiner Macht bewußt ist, allem Unlebendigen Leben ein.

Aber auch dieser Gedanke hielt sich bei Wassilij Petrowitsch nur einen Augenblick, dann wurde er von einem anderen vertrieben: Nein, das kann nicht sein...

Er erhob sich auf die Zehenspitzen – wozu, wußte er selbst nicht –, trat vom Weg in den lockeren Schnee und schlich wie ein Dieb an das Fenster.

Am Fernsehgerät, auf dessen Bildschirm ein bläulicher Fleck schimmerte, der durch schnell irgendwohin rennende dünne Linien durchstrichen war, saß, die großen Hände über den Knien gefaltet, die Reinemachefrau Nastja. Rechts von ihr hatte es sich die zehnjährige Tochter des Hauswarts Stepan, Klawka, bequem gemacht; mit offenem Mund und geweiteten Augen folgte sie den Bewegungen auf dem Bildschirm. Und links von ihr schlummerte in einem tiefen Sessel Klawkas jüngerer Bruder. Durch die ein wenig geöffnete Tür war ihr Vater, der Hauswart Stepan, zu sehen, wie er sich an dem von zwei Kronleuchtern mit Licht übergossenen Billard zu schaffen machte, indem er immerzu ungekonnt mit der Queuespitze die Bälle stieß.

Sie hatte sich also entschieden! Sie hatte das Verbot übertreten! Offen, herausfordernd war sie in diese bezaubernde Welt eingedrungen, wie eine vollberechtigte Wirtin hatte sie sich hier niedergelassen und auch Stepan mit hineingezogen. Mit seltsam stockendem Herzen empfand Wassilij Petrowitsch, daß er jetzt sehr Gutes, sehr Gerechtes, sehr Notwendiges sehe. Aber im selben Augenblick hob er seine Hand, und mit einer heftigen, groben Bewegung klopfte er an das Fenster, daß das Glas klirrte...

Und gleich darauf brüllte Wassilij Petrowitsch, drohte, stampfte mit den Füßen, durch sein eigenes Geschrei in Raserei geratend. Er strengte sich so an, als ob er damit rechnete, daß seine grimmige Entrüstung die Ohren dessen erreichen werde, dessen Rechte hier so grob verletzt wurden. Es ist nicht bekannt, ob „Er“ es vernommen hat; die Übertreter jedenfalls blieben taub gegen den Zorn des Direktors. Die Kinder an der Hand haltend, schritten sie mit ruhiger, aber strenger Würde am Direktor vorbei.

Angesichts ihrer strengen, fast triumphierenden Gesichter versagte mit einemmal Wassilij Petrowitsch. Er schwieg und begann mit Verwunderung das sonderbare, neue, unbekannte Empfinden wahrzunehmen, das sich in ihm breitmachte, in seinem Innern immer mehr wuchs und bis in die Fingerspitzen drang. Es war das Gefühl einer unerträglichen Scham vor sich selbst.

Übersetzung: Leonid Olschwan





Reiseskizzen aus Israel

Schluß des Berichts

Von Paul Schallück

In der Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel vom Mai des Jahres 1948 steht der Satz: „Der Staat Israel wird der Einwanderung von Juden aus allen Ländern ihrer Zerstreuung offenstehen.“

Dieser Satz und die Bereitwilligkeit, die ihn formuliert hat und noch heute dahintersteht, war und ist von unübersehbarer Bedeutung für das kleine Land zwischen dem Libanon und der ägyptischen Sandwüste, zwischen dem offenen Mittelmeer und dem Hochland von Jordanien. Am Tage der Unabhängigkeitserklärung lebten im Lande Palästina schätzungsweise 790000 Menschen: Juden, Mohammedaner, Christen, Drusen und andere. Dann brachen die großen Einwanderungswellen ins Land herein, die bis heute nicht verebbt sind. Irgendwo auf diesem Planeten, wohin sie nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem 70 n. Chr. vertrieben waren, hatten Juden, wenn sie sich voneinander verabschiedeten, fast durch zwei Jahrtausende gesagt: „Nächstes Jahr in Jerusalem.“ Jetzt war die Hoffnung erfüllbar geworden; jetzt konnte die Sehnsucht nach der Heimat gestillt, das Warten beendet werden. Nun sagten sie, wenn sie sich verabschiedeten: „Dieses Jahr in Jerusalem.“ Auf allen Kontinenten packten Juden ihre Koffer oder nahmen ihre dürrtigen Habseligkeiten zusammen und strömten zurück ins Land der Väter, das ihnen verheißen worden war.

Es begann eine Wanderung aus der Zerstreuung, dem Exil und der Ruhelosigkeit, aus dem Getto, der Verachtung und der Ermordung von Angehörigen zurück in die Sicherheit, in die Gemeinschaft, in die Selbstachtung, in ein normales, menschenwürdiges Leben, in die Freiheit des eigenen Staates. In einem Autobus zwischen Herzlia und Tel Aviv sagte mir eine ältere Frau, geboren in Belgrad, jetzt Köchin in einem großen Hotels: „Früher hat man auf uns geschimpft, das tat weh; heute schimpfen wir auf uns selbst, und das ist gut.“ Zugleich aber war es auch eine Wanderung zurück in das Land der Religion, zu den heiligen Stätten des Glaubens, zurück zum Gott ihrer Propheten. Menschliche und religiöse Motive verbanden sich eng, als Juden aus allen vier Himmelsrichtungen unseres Sterns in einer enthusiastischen und einzigartigen Völkerwan-

derung in ihren neuen Staat einzogen. Menschliche und religiöse Beweggründe halten die Juden aus vier Himmelsrichtungen bis heute in dem kleinen Lande zusammen.

Im Jahre 1962, als ich durch Israel reiste, begegnete mir auf den Straßen der Städte, auf dem Lande, im fruchtbaren Norden, in den Blütenfeldern der Mitte und in den Wüsten des Südens ein verwirrendes Gewimmel: Menschen aller Hautfarben, ausgenommen nur die rötliche der Indianer; Menschen mit bekannten und mit fremdartigen Gesichtszügen, schmalschädelig und rund, kantig und gedrungen; Menschen mit hellblauen, grauen, nachtschwarzen und braunen Augen, Augen in dunklen Höhlen, geschlitzt, mandelförmig, und wie wir sie gewohnt sind; Menschen mit blonden und blauschwarzen, strähinig-glaten und krausen Haaren, mit Glatze und in der Pracht eines vollen Schopfes; mit krummen und messergeraden, stupsigen, adlerhaften und knolligen Nasen; mit schmalen und aufgeworfenen, roten, bleichen und blauen Lippen; kleinwüchsig und hochgewachsen, dicklich und schlank; Männer mit Bärten und viel mehr noch ohne, wunderschöne Mädchenwesen wie aus dem Märchen und ausgemergelte Frauen wie von Zille entworfen – eine Versammlung aller nur denkbaren Menschentypen. Kaum ein Land der Erde weist wie das jüdische Israel ein ähnlich vielfältiges Beieinander von menschlichen Rassen auf; kaum eines eine ähnliche Mischung und Vermischung menschlicher Rassemerkmale.

Wenn es einen simplen Beweis gegen das dumme Vorurteil von der jüdischen Rasse gibt, dann ist es für den, der sehen will, auf Schritt und Tritt im heutigen Israel zu finden, leibhaftig, unübersehbar. Was hat beispielsweise – rassisch gesehen – der blondhaarige, blauäugige Jude aus Island oder Kanada mit dem schwarzhaarigen, mandeläugigen Juden aus Indien zu schaffen; oder die vollbusige jüdische Mama aus der Bukowina mit dem schmalhüftigen, rehgleichen Geschöpf aus dem Yemen? Es verbindet sie die Vergangenheit ihres Volkes, das gemeinsame, unermeßliche Leid, die Sprache ihrer Religion, der Gott Israels, der durch die Propheten zu ihren Vätern gesprochen hat – und die Zukunft des Landes. Das bindet weit

mehr als eine sogenannte jüdische Rasse, die es nicht gibt. Und die Zukunft der Juden zwischen Haifa und Eliath und ihres Staates ist nicht zuletzt jenes Satzes wegen ungewiß, aber auch faszinierend, den ich zitiert habe: „Der Staat Israel wird der Einwanderung von Juden aus allen Ländern ihrer Zerstreuung offenstehen.“

Bevor ich fortfahre, von einigen Tatsachen und Problemen der Einwanderung zu berichten, will ich erzählen, wie ich selbst während meines Besuchs in Israel zum ersten Male aufmerksam wurde auf die vielfältigen Schwierigkeiten.

Die yemenitische Tochter

Mein Bekannter, geboren in Kassel, heute in Haifa lebend, setzte mich am 1. Januar 1962, nachdem wir gemeinsam mit seinen Freunden und Bekannten noch überm Hafen von Haifa ein wahrhaft europäisches Silvester gefeiert hatten, in seinen Wagen und fuhr mich durch ein Industriegebiet. Es erstreckt sich unterhalb des Carmel im weiten Bogen des Golfs von Akko, an dem auch Haifa liegt. Dann fuhren wir hinaus zu seinen Kühlanlagen bei Naharya. Wir hatten Eisfabrik und Kühlhäuser verlassen und knackten im Wagen saftige Winteräpfel, da sagte er: „Jetzt kommt's. Wir fahren an die Riviera.“ Wir schlängelten uns durch Naharya, das sich ausnimmt wie ein europäisches Weltbad an der See, und fuhren nach Shavei Zion, an einen Strand, der tatsächlich mit der italienischen oder französischen Riviera zu vergleichen ist: weißer Sand, Palmen und Ruinen, der Blick weit hinaus aufs Meer und südlich hinab das bläulich verschwimmende Haifa, rechts hinauf zu den Bergen Libanons.

Hierher ziehen sich Israeli zurück, wenn es während des Sommers im Lande zu heiß wird. Hier haben sie kleinere und größere Land- und Wochenendhäuser gebaut, Katen, Blockhütten, Bungalows, massive Wohnungen. Hier stehen komfortable Hotels bereit für ausländische Touristen, unter denen die aus Deutschland nach Amerikanern, Franzosen und Engländern an vierter Stelle rangieren.

Fotos: Leonard Freed (Amsterdam)

Er führte mich in seine „Kate“, ein Wochenendhaus, in dem zwei Familien fürstlich wohnen könnten, und zeigte mir ein Häuschen nebenan und sagte: „Das kleine rote da hat sich Dr. A. aus Haifa gebaut.“ – Ein paar Tage später, ich hatte in Haifa aus meinem letzten Roman vorgelesen, saß ich bis weit über Mitternacht noch mit einigen Zuhörern beisammen. Mit mir am Tisch ein weißhaariger Herr und seine Frau. Sie, Graphologin aus Berlin, floh vor den Hitlerschergen nach Amerika, fühlte sich dort nicht wohl, ging nach Palästina und war während der englischen Mandatszeit in der israelischen Untergrundbewegung tätig; sie bestimmte nach Handschriftenvorlagen, wie jüdische Stellen mit Engländern am besten verhandeln sollten: offen, versteckt, hart, liebenswürdig oder überhaupt nicht. Sie heiratete den Zahnarzt Dr. A. und bestand mit ihm die schweren Jahre, die erst lange nach der Staatsgründung freundlicher wurden. Schließlich konnten sie sich am Strand von Shavei Zion ein kleines rotes Häuschen bauen. „Ich hab's gesehen“, sagte ich, „dreißig Meter vom Strand, kleiner Garten, Bäume, Sträucher, eine gepflegte Wiese? Mein Bekannter...“ Der Kontakt war geschlossen. Und dann erzählte mir Frau A. die Geschichte ihrer yemenitischen Tochter:

Ihr neunjähriger Sohn David kam eines Tages verspätet vom Spiel nach Hause. Auf den Armen trug er ein nacktes, dunkelhaariges, schwarzäugiges, vielleicht einjähriges Mädchen in hoffnungslosem Zustand, krank wahrscheinlich oder verhungert, auf dem Rücken drei große, kreisrunde Brandwunden. Viele Tage später erst, nachdem das Kind von Ärzten behandelt und von Frau A. gepflegt worden war, nachdem es die Krisis überstanden hatte, brachte David stotternd heraus, wie er es gefunden hatte. Er war an einer yemenitischen Siedlung vorbeigekommen und hatte beobachtet, wie sich verummte, bärtige Gestalten über einem Feuer zu schaffen machten. Sie liebten einen Metallstempel erglühn und drückten ihn mit feierlicher Gebärde und unaufhörlichem Gemurmel, das er nicht verstand, dem nackten Mädchen in den Rücken.

Einwanderer aus dem Yemen, die in den Gettos ihres Gastlandes in der zivilisatorischen Entwicklung um rund 2000 Jahre zurückgeblieben waren, hatten in den neuen, modernen, zivilisierten und technifizierten Staat Israel die heidnischen Gebräuche ihres Altertums mit hinübergenommen. Der Staat verbietet sie. Dennoch kommt es vor, daß yemenitische „Medizinmänner“ vor allem in krankhaften Mädchen, die ihnen ohnehin nicht so wichtig sind wie die männlichen Nachkommen, mit den Schocks von Brandwunden die letzten körperlichen Kräfte zu mobilisieren versuchen, um sie am Leben zu erhalten. Als David, verstört und zu abenteuerlichem Entschluß aufgeputscht durch den gräßlichen Anblick, das Mädchen aus den Händen der verdutzten „Medizinmänner“ geraubt hatte und davongerannt war, erklärten die yemenitischen Heilkundigen das Mädchen für tot, zweifellos auch aus Angst vor den Gesetzen ihres neuen Staates. Darum dauerte es fast ein Jahr, bis Frau A. die Mutter des Kindes ausfindig machte: ein vierzehnjähriges Mädchen, das, unaufgeklärt, wie man es gelassen hatte, durch den Vorgang der Zeugung und Geburt so erschreckt worden war, daß es dem angetrauten Ehemann davonlief und von dem Kind nichts wissen wollte. Frau A. konnte die kleine Dalia, die sich erholte und dann zu einem wunderschönen Mädchen heranwuchs, schließlich adoptieren. Dieses schlanke, feenhafte, dunkelhäutige Mädchen spricht heute besser deutsch als Bruder David, der ein paar Jahre später noch eine Adoptivschwester bekam, ein scheues, blondes Judenmädchen aus der Tschechoslowakei.

Wie soll der Staat Israel die Menschen in seine moderne Gesellschaft eingliedern, die manchmal von einem Tag auf den anderen aus einem Mittelalter, aus einem Altertum ins zwanzigste Jahrhundert versetzt werden? Die Juden des Yemen zum Beispiel harrten 2000 Jahre in Unterdrückung und Verachtung aus, beteten treu zu ihrem Gott, lernten die heiligen Bücher auswendig und glaubten an eine Prophezeiung, nach der eines Tages der große Adler kommen würde, um sie zurückzuführen in die Heimat Palästina. Sie warteten, sangen, beteten, starben und gaben die Prophezeiung weiter an ihre Kinder; sie tanzten ohne Schuhe, trugen handgewebte und gestickte Kleider, kannten keine Maschinen, nur primitive Werkzeuge, keine gepflasterten Straßen, keine neuzeitliche Medizin, Ernährung, Körperpflege. Und dann erfüllte sich die alte Prophezeiung. Der große Adler kam eines Tages in Gestalt eines Flugzeuges und brachte die Juden durch die Luft ins Land ihrer Väter. Sie weinten vor Freude, küßten den geheiligten Boden, dankten ihrem Gott. Aber gleich darauf begann der Alltag in einem Lande, in dem Milch und Honig erst für die kommenden Jahre geplant war. Sie waren besitzlos, verstanden ihre Glaubensbrüder nicht, die jiddisch oder deutsch sprachen, englisch oder französisch, wußten bisweilen den linken vom rechten Schuh nicht zu unterscheiden, waren Meister im Kunstschmiede- und Stickereihandwerk, das in den ersten Jahren des Aufbaus keinen goldenen Boden finden konnte. Sollte man sie in Fabriken schicken, zum Straßenbau, in die Zitrusplantagen? In Schulen, ins Kino, in Konzerte, in den Großstadtverkehr?

Anfangs wurden jüdische Yemeniten und andere Einwanderergruppen gleich nach Ankunft in Auffanglager untergebracht. Dort hockten sie monatelang verschüchtert und unglücklich, waren zum Müßiggang verurteilt, zur Abhängigkeit auch in den kleinsten Dingen des Alltags. Sie konnten sich nicht eingliedern. Dann versuchte man, sie mit anderen Gruppen in Kontakt zu bringen. Auch das mißlang. Die Gewohnheiten der Gastländer erwiesen sich unvorhergesehen als große Hindernisse zwischen Menschen gleichen Glaubens. Der Staat Israel mußte erst Erfahrungen sammeln und lernen, mit einer Unzahl von neuen Schwierigkeiten fertig zu werden. Man entwickelte schließlich das System „Vom Schiff zur Siedlung“. Nach einem differenzierten und individuellen Plan werden nun Einwanderer vom Anknüpfungshafen unmittelbar in eine Landsiedlung oder ein Entwicklungsgebiet geleitet, wo die Anpassung und Eingewöhnung wiederum nach durchdachten Plänen leichter vor sich gehen kann. Nun geht sie vor sich, aber nur langsam. Erst, wenn die Kinder der Einwanderer zum israelischen Militär eingezogen werden, erleben und erkennen sie sich als solidarische Bürger eines jüdischen Staates.

Soldaten und Pioniere

Ich bin kein Freund des Militärs, auch nicht des israelischen. Aber ich bin auch kein fanatischer Pazifist, der die Notwendigkeiten mit der linken Hand und blind vom Tisch wischen könnte. Nach vielen Gesprächen und manchen Überlegungen scheint mir das israelische Militär notwendig zu sein. Das Zusammenleben so vieler unterschiedlicher Menschengruppen in soldatischen Lagern ist die erste Notwendigkeit, die ich einsehe. Anders wird aus diesem bunt zusammengewürfelten Volk keine Nation werden. Außerdem leben die jungen Leute nicht in soldatischer Gemeinschaft zusammen, um Gewehrgriffe zu kloppen, Reviere zu reinigen, sich in den Matsch des Kasernenhofes zu werfen, Kadavergehorsam zu lernen, Parade-märsche zu üben und den ganzen Blödsinn europäischer Militärtraditionen. Das israelische Militär, in dem der junge Mann

normalerweise zwei und ein halbes, das Mädchen zwei Jahre dienen muß, ist zweitens notwendig, um die unheimlich langgestreckte Landgrenze vor aggressiven Nachbarvölkern zu schützen. Arabische Nachbarvölker Israels erklären noch immer, den Staat der Juden von der Weltkarte wegwischen zu wollen, und sie trachten diesen Plan mit kleineren und größeren Störaktionen zu verwirklichen. Als ich in Israel war, wurde ein vierzehnjähriger Beduinenjunge mitsamt seiner Schafherde von Jordaniern geraubt, wurden israelische Fischer von syrischen Gewehren auf dem See Genezareth beschossen. Und ich war nur vierzehn Tage im Lande.

Die dritte Aufgabe des israelischen Militärs besteht darin, das zum Teil noch wüste, unwegsame Land friedlich, landwirtschaftlich zu erobern. Israelische Soldaten lernen während ihrer Dienstzeit ein Handwerk oder die Landwirtschaft. Sie werden in Landstriche verlegt, die urbar gemacht werden sollen. Israelische Soldaten sind eigentlich keine Soldaten, sondern Wehrbauern und Wehrschäfer. Das Gewehr auf dem Rücken pflügen sie den sandigen, steinigen Boden, errichten sie Siedlungen, legen sie Straßen durch die Ödnis, bewässern sie die Wüste, beschützen sie die Kibbuzim und sind selbst Pioniere in einem Lande, das ohne den Pioniergeist der Jugend schwerlich existieren könnte.

Mädchen im Kibbuz





Die jungen Pioniere Israels sind Soldaten und Abenteurer, Schwerarbeiter und Techniker, Spezialisten und Wissenschaftler, waghalsige Burschen und Archäologen. Zumeist sind sie in mehreren Berufen ausgebildet.

Sie haben das verwahrloste Land zu einer bewohnbaren Heimat gemacht. Sie haben die Wüste erobert, den südlichen Teil des Landes. Die Wüste Negev stand während der englischen Mandatszeit unter einem merkwürdigen Recht, das aus der Zeit übernommen worden war, als Palästina unter türkischer Herrschaft stand. Diesem Recht entsprechend gehörte ein bestimmtes Wüstengebiet demjenigen, der über vier Pfähle ein Dach errichtet hatte. Junge jüdische Pioniere zogen also bei Nacht in die Wüste hinaus, ramnten vier Pfähle in den Boden, schlugen ein Dach darüber und reichten am nächsten Morgen dem englischen Offizier, der sich erregen wollte, lächelnd als neue Grundstücksbesitzer die Hand – mitten in der Wüste. Und dann kam die berühmt gewordene Nacht des Jom Kipur, des jüdischen Versöhnungsfestes. Die englischen Truppen glaubten eine ruhige Nacht zu haben; sie durften damit rechnen, daß an diesem hohen Feste alle Juden sich in den Synagogen zum Gebet versammelten. Das machten sich die Pioniere zunutze. Mit Lastwagen fuhren sie im Schutze der Dunkelheit, ungesehen also von den ohnehin sorglosen Engländern, gruppenweise in die Wüste, schlugen zwanzigmal Dächer über vier Pfähle und eroberten so, in anerkannt rechtlicher Weise, den größten Teil des Negev. Die israelischen Pioniere haben unter anderem die Stadtrüine von Avdat aus dem Schutt mehrerer Jahrtausende ausgegra-

ben, die ich auf der Fahrt von Beersheba durch die Wüste nach Eilath am Roten Meer lange am Horizont geistern sah wie eine Fata morgana aus antiken Säulen und Kapitelen, ehe ich den Berg im einsamen Gelände hinaufklettern konnte. Die Pioniere legen die großen Wasserleitungen aus dem nördlichen Galiäa in den südlichen Negev, entlang einem gradlinigen Schotterstreifen, auf dem vor dem ersten Weltkrieg deutsche Pioniere eine Eisenbahn gebaut hatten; nur der Schotter ist übriggeblieben. Sie lasen in der Bibel von den Kupferminen des König Salomon, lasen so lange, bis sie sich die Einzelheiten eingepägt hatten, bestiegen den Jeep, fuhren in die Wüste und fanden nach den Angaben der Bibel Kupferreichtümer in der Nähe von Eilath. Techniker folgten ihnen und errichteten eine Kupferfabrik. Ich habe sie gesehen, umgeben von gelbem Sand und roten Felsen, von Trockenheit und Einsamkeit. Nachts heulen die Schakale. Wenn man Glück hat, sieht man tagsüber ein paar Gazellen springen. Ich sah eine Familie von Wüstenluchsen, die erschreckt vom Autolärm in den Klippen verschwanden.

Die israelischen Pioniere stießen bis zum Roten Meer vor, zum Golf von Aquaba und gründeten mit ein paar Zelten und Brettern die Stadt Eilath, den neuen Aus- und Einfuhrhafen Israels. Der Weg durch den Suezkanal ist für die Israelis vom feindseligen Ägypten gesperrt. Eilath ist die Stadt der Pioniere. Sie haben den Hafen gebaut und Touristenhotels aus den Felsen gezaubert. Die Bürger von Eilath leben mit Pionier-Privilegien: sie zahlen keine Einkommensteuer, elektrische Geräte und Kühlanlagen werden ihnen einkommensteuerfrei verkauft;

schwängere Frauen werden unentgeltlich nach Tel Aviv geflogen, unentgeltlich entbunden, unentgeltlich zurückgebracht in die südlichste Stadt Israels. Eilath, auf dem Reißbrett entworfen, ist ein winterliches Badeparadies. Als ich nachts aus dem schwarzen Wasser stieg, das tagsüber grün ist, und meinem Gastgeber berichtete, wie herrlich das nächtliche Bad im Roten Meer sei, sagte er: „Gott sei Dank.“ Ich fragte: „Bitte, warum?“ Und er antwortete: „Gott sei Dank, daß Sie heil zurück sind. Im Golf gibt es nämlich Menschenhaie und Schwertfische.“ Am Tage darauf, als ich in einem Glasboot über die bunte Zauberpracht der Korallen glitt, hatte ich den Schrecken verwunden.

Die Sabras

So werden die Israelis genannt, die im Lande Israel geboren wurden, nach einer Kakteenfrucht, die außen stachelig ist und innen süß. So sind sie denn auch wirklich, die Sabras: nach außen hin kühl, zurückhaltend, kritisch, sachlich, nüchtern. Aber wenn man sie gewonnen hat, so wurde mir überall im Lande erzählt, für eine Idee, für eine Aufgabe, mag sie noch so schwierig sein, wenn man sie überzeugt hat durch Argumente und durch eigene, vorbildliche Leistung, dann sind sie mit dem Herzen bei der Sache, dann sind sie treu, ausdauernd, freundschaftlich, dann verlieren sie alle Stacheln. Zweifellos leben die meisten Sabras in den großen Städten. Und zweifellos werden auch sie – wie die Jugend in aller Welt – beeinflusst von den größeren Bequemlichkeiten des Stadtlebens. Sie sind keine



Heiligen und keine Heroen. Aber wenn sie nicht eines Tages hinausgehen ins Land, sich einem Kibbuz oder einer Genossenschaft anschließen, selbst eine Siedlung gründen oder eine Farm, bei Ausgrabungen in Cäsarea oder Ashkelon mithelfen, dann stellen sie sich in den großen Städten zur Verfügung, wann und wo immer sie gebraucht werden.

Als ich nach Silvester von Haifa nach Tel Aviv zurückkehrte, gab es dort einen langen, winterlichen Platzregen. Das Meer schien nun auch über uns zu sein; es schlug mit Urgewalt über die Kais in die Stadt hinein und stürzte sich von oben auf die Häuser herab. Die Kanalisation Tel Avivs ist auf solche himmlischen Aggressionen nicht eingerichtet. Nur alle paar Jahre einmal muß man mit derartigen Wasserstürzen rechnen. Also wurden die Straßen und Erdgeschosse überflutet, Stadtteile von anderen abgeschnitten. Ohne einen öffentlichen Aufruf in Zeitungen oder im Rundfunk waren plötzlich Hunderte von jungen Israelis zur Stelle, legten Dämme an, pumpten Keller und Wohnungen aus, leisteten als Sanitäter Erste Hilfe, reinigten hernach die Straßen, ununterbrochen, Tag und Nacht. Ohne ihre freiwillige Hilfe wäre der Platzregen zur Katastrophe geworden. Mit ihrer Hilfe war wenige Tage später kaum noch etwas zu sehen in den Straßen von Tel Aviv. Kurz darauf sprach ich mit dem Schuldezenten von Tel Aviv, der selbst, als Leiter, einer Pfadfindergruppe angehört, und staunte über die hilfsbereite Großstadtjugend. Für ihn war das Verhalten der Tel Aviver Sabras selbstverständlich.

Sie lungern, wie junge Leute überall in der Welt, in viel zu engen Hosen und Kaugummi kauend abends vor den Kinos, sie

geben sich amerikanisch, nicht nur in der Kleidung, sie lieben die großen Sprüche nicht, sie hören Jazz und tanzen Twist. Im Herzen aber fühlen sie mit ihrem kleinen, jungen Staat, sind stolz auf die Erfolge des Landes, singen neue israelische Lieder, wenn die Feste dafür gekommen sind und auch sonst, tanzen neue israelische Tänze, sprechen die Sprache der Bibel, lesen Bücher aus aller Welt, lernen, studieren, helfen den Einwanderern und sind zur Stelle, wenn Not am Mann ist. Außen stachlig, innen süß: Sabras.

Sie lassen sich von ihren Eltern aus Europa, Amerika, Asien oder Afrika lieber von den Tagen der Makkabäer erzählen als von der Zeit des Exils. Wenn der Großvater vom Getto berichtet, von Verfolgungen, Pogromen, Konzentrationslagern, Galgen und Gaskammern, dann hören sie ungeduldig zu und schweigen. Und wenn der Großvater fortfährt, von den Vertreibungen aus Palästina, aus Spanien, aus Europa und Deutschland zu erzählen, vom demütigen Märtyrertod ungezählter Juden in vielen Ländern, dann wächst die Ungeduld, und es kommt der Augenblick, da der junge Sabra aufsteht und fragt: „Und wann habt ihr eure Revolution gemacht? Warum habt ihr euch nicht gewehrt? Warum habt ihr nicht gekämpft? Warum haben sich unsere Vorfahren das alles gefallen lassen?“ Aufgewachsen in einem neuen Staat, der souverän ist und sich seiner Feinde erwehren kann, wenn es sein muß mit Gewehren, Kanonen und Bomben, verstehen die Sabras nur schwer, daß ihre Väter, Groß- und Urgroßväter so nicht leben konnten, daß sie keine selbständige Regierung, kein Parlament, kein Militär, keine Polizei, keine Luftwaffe, keine Marine besa-

ßen, nichts als die unendliche Kraft ihrer Geduld und das Gebet zu ihrem Gott.

Das Zusammenleben zweier Generationen – die eine kommt aus der Fremde, die andere wurde zu Hause geboren – bringt große Schwierigkeiten mit sich. Die ältere Generation kam ins Land, um einen jüdischen Staat zu errichten, ein Gemeinwesen, das vom Geist des Judentums, vom Geist der jüdischen Religion, von den Gesetzen des Glaubens, selbst eines säkularisierten Glaubens geprägt sein sollte, einen Staat unverkennbar jüdischen Gesichts. Die Sabras aber wollen keinen jüdischen, sondern einen israelischen Staat, ein modernes Gebilde der Zivilisation, lebens- und konkurrenzfähig, technisch durchdacht, geplant, befreit von der Schwere der mosaischen Gesetze, einen Staat nicht der Tradition, sondern der Zukunft, die nicht von der Vergangenheit bestimmt sein soll. (Nur des Verständnisses wegen habe ich verallgemeinert und vergrößert. Denn in Wirklichkeit stehen sich in Israel die beiden Generationen so kraß nicht gegenüber; es gibt auch hier wie überall fließende Übergänge.) Die Frage jedoch ist gestellt und noch nicht beantwortet: Wird das Land Israel auf die Dauer von der älteren oder von der jüngeren Generation bestimmt werden? Nichts ist vorausbestimmt, im voraus festgelegt in Israel. Die Zukunft dieses Landes ist offen, sie ist ungewiß und faszinierend, schwer und reizvoll zugleich. Es ist die Zukunft von normalen, aber lebendigen, sehr lebendigen, erregend aufgeschlossenen Menschen.

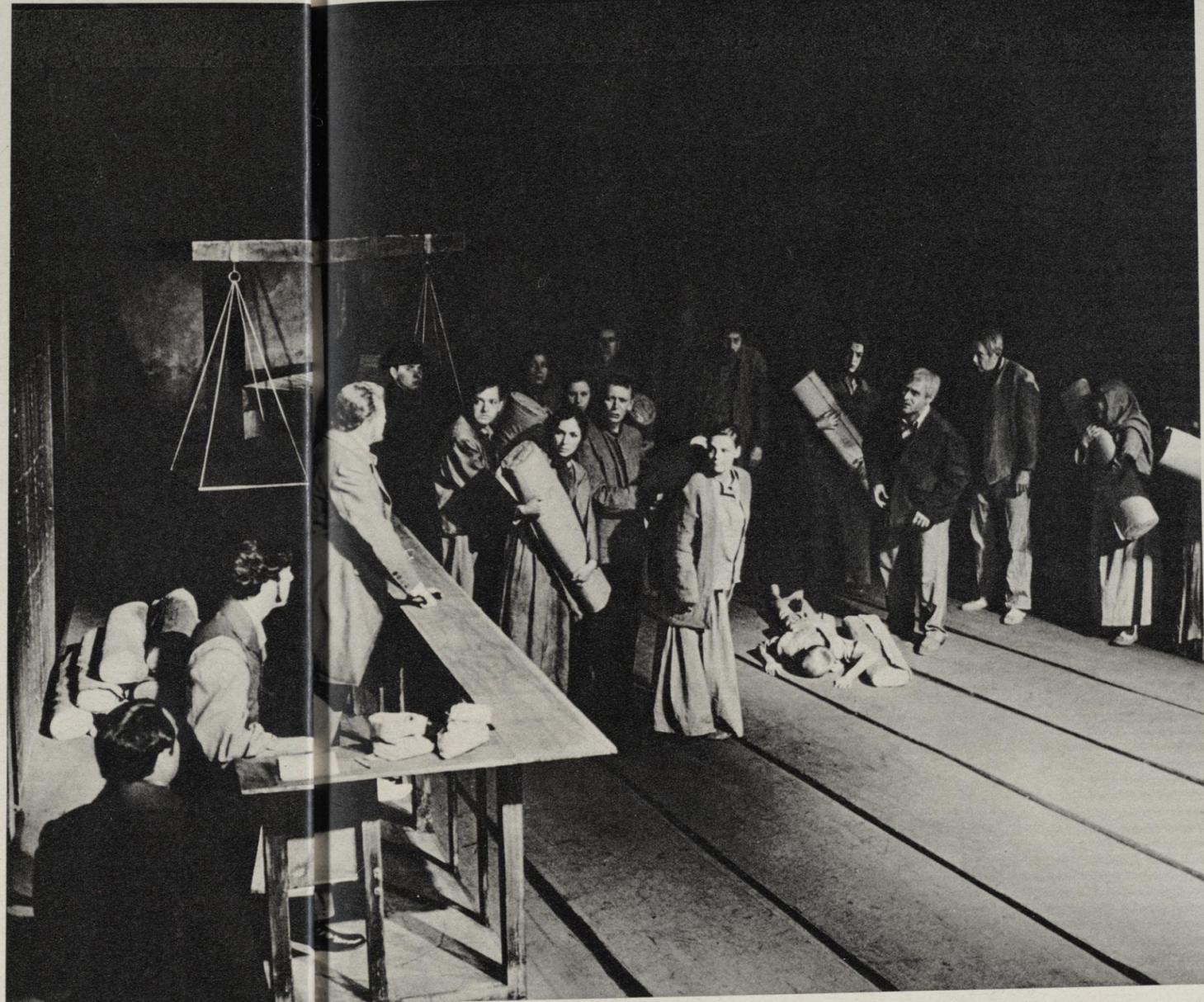
Fotos: Leonard Freed (Amsterdam)

Politisches Theater bei den Ruhrfestspielen in Recklinghausen

Heidemari Theobaldi als „Barblin“ in „Andorra“ von Max Frisch. Foto: Ilse Buhs



Szenenbild aus „Die Weber“. Foto: Hans Ahlborn



Darf es denn das geben? Das ist die alte, immer aufs neue gestellte Frage der lebensfremden Schulmeister, der pralinenverzehrenden – und also auf eine dazu passende Kunst erpichten – rundlichen Damen, vor allem aber: der Leute, die kein gutes Gewissen haben. Ihnen allen ist zu antworten: Es darf nicht nur, es muß politisches Theater geben. Weil es nämlich auf der Bühne um den Menschen und um menschliches Schicksal geht, und weil die Politik nun einmal dieses Schicksal mit macht. Heute mehr macht, als je zuvor. Darum brauchen wir die Gegenüberstellung mit diesem Schicksal – zum Zwecke der Besinnung, des Nachdenkens, der Selbstprüfung, des Lernens.

Oder haben wir etwa in „Andorra“ nichts gelernt? Was wir Älteren – sofern wir nicht zu den Lernunfähigen gehörten – in den bösen Jahren vor und während des Dritten Reiches von der Geschichte eingepaukt bekommen haben, das wurde euch, den Achtzehn-, den Zwanzig-, den Fünfundzwanzigjährigen, von Max Frisch in einem Kurzlehrgang von knapp

drei Stunden dargeboten. Habt ihr die Lehre dieses ausgezeichneten Lehrstücks begriffen? Wenn, dann wißt ihr jetzt, wozu die Menschen den Juden brauchen. Sie brauchen ihn – in guten Zeiten –, um ihre Almosen-Humanität, ihre herablassende Vorurteilslosigkeit demonstrieren zu können. Sie brauchen ihn als Kontrast, vor dem ihre eingeborenen, im Blute liegenden Tugenden um so heller leuchten. Sie brauchen ihn als Objekt, an dem sie ihre zupackende und zuschlagende andorranische (oder germanische) Männlichkeit beweisen können. Sie brauchen ihn als Alibi, wenn sie ob ihrer Dummheit und Faulheit versagen. Und sie brauchen ihn als Sündenbock, wenn Hetze, Haß und blinder Wahn sie in die Katastrophe rennen ließen. Glaubt es uns, die wir das Vorspiel dieses Dramas auf dem Welttheater miterleben mußten: Für jeden dieser Kerle in dem Stück, für den Soldaten, den Tischlermeister, den Gastwirt, hat es Hunderttausende von Belegexemplaren in der wirklichen Welt gegeben. Auch für den Akademiker, der kein Examen bestand, weil überall Juden saßen;

auch für den Priester, der nicht Zeugnis legte, als es darauf ankam, auch für den Lehrer, der feige war.

Sie alle brauchten den Juden. Sie hätten statt seiner auch einen anderen Andersseienden nehmen können, aber der Jude eignete sich wohl am besten. Und wen werden sie morgen nehmen, wo es bei uns nun doch kaum noch Juden gibt? Vielleicht die „Verzichtspolitiker“, gegen die ja schon ganz munter gehetzt wird? Oder die Juden in Amerika, von denen man bereits in Leserbriefen lesen kann, sie seien schuld an antideutschen Strömungen? Meint ihr nicht, dieses „Andorra“ sei zur rechten Zeit geschrieben und mit gutem Grund in Recklinghausen aufgeführt worden? Zudem war es die erste wirklich festspielwürdige Aufführung dieses Jahres. Da stimmte doch alles bei den Gästen vom Berliner Schiller-Theater, jede Besetzung, jeder Schritt, jeder Satz. Großartig, wie Fritz Kortner mit ein gearbeitet hat! Da war keine aufdringliche, besserwisserische Regieidee, aber da war Regie, da spürte man die Hand eines Regisseurs, der

genau erfaßt hatte, wie jede Szene sich darzubieten hatte, jede Rolle gespielt werden wollte. Und in den Rollen sah man Schauspieler, solche von der leider immer seltener werdenden Art, die noch Rollen spielen können und den Ehrgeiz haben, darzutun, daß ihre Leistung dieselbe saubere Präzision, die gleiche selbstlose Hingabe und genau auch die dauernde gespannte Aufmerksamkeit verlangt wie die des Mannes am Steuergerät oder am hochempfindlichen Automaten. Man hätte ihnen allen hinterher herzlich die Hand drücken mögen, dem Klaus Kammer für seinen Andri, der Heidemari Theobaldi für ihre Barblin, dem Helmut Wildt für den Soldaten, dem Martin Held für seinen Lehrer, dem Fritz Tillmann für den Doktor und allen anderen auch. Keinen hätte man auszulassen brauchen. Dank dieser Schauspieler und dank dieser Inszenierung, wohinein auch Hansheinrich Palitzschs Bühnenbild gehört, sahen wir ein Stück, verfolgten wir ein Schicksal, und erst hintennach oder in Denkpausen zwischenher kam uns die Lehre, die drinsteckt, zum Bewußtsein.

So soll es sein im Theater, und so ist es, wenn einer Stücke schreiben kann und wenn Regisseur und Schauspieler sich ehrlich darum bemühen. Daß ihr Bemühen allein es aber nicht schaffen kann, wenn das Stück nichts taugt, das haben wir in „Zeit der Schuldlosen“ von Siegfried Lenz erlebt. Auch das will ein Lehrstück sein, es ist aber keins, es ist allenfalls ein Lehrgespräch. Und es ist nicht einmal ein gescheites, klärendes Gespräch, sondern ein langweiliges und unfruchtbares. Dabei wäre es das Thema der braven Bürger, die durch Nichtstun und weil ihnen ihre Bequemlichkeiten und ihr Geschäft wichtiger sind als alles andere, schuldig werden, schon wert, daß einer es anfaßt. Nur darf er es nicht so machen wie Siegfried Lenz, der sich selbst ad absurdum führt. Ausgefallener und konstruierter konnte die Fabel ja kaum sein: Irgendein Gouverneur setzt irgendwelche ordentlichen Bürger ins Gefängnis, damit sie einen Terroristen, der ein Attentat versuchte, so oder so weich machen. Natürlich werden sie erst ungeduldig und dann böse auf den Kerl, für dessen „Überzeugung“ sie mit leiden müssen. Und natürlich sagen die Leute im Parkett entweder: „Ist ja eigentlich auch ein bißchen viel verlangt, – für so einen Attentäter, so einen Verbrecher!“ Oder aber sie fragen: „Wer hat denn nun eigentlich den Attentäter umgebracht?“, und nehmen die Geschichte als eine unbefriedigende Kriminalstory, weil man ja, wer es war, nicht erfährt. Über die sonstigen Schwächen des Stückes, das eigentlich nur aus Schwächen besteht, laßt uns aus Gründen der Nachsicht schweigen. Die Lehre, die man aus dieser Aufführung ziehen mußte, heißt: Politisches Theater muß nicht bloß auch, es muß erst recht gutes Theater sein. Wer nicht den Griff für die Szene hat, wer nicht Menschen hinzustellen vermag, der bringt es bei noch so guten Absichten nur in Verruf.

Der, dessen hundertsten Geburtstag wir mit dem letzten Stück der diesjährigen Festspiele gefeiert haben, Gerhart Hauptmann, der hat das gekonnt. „Die Weber“, erschienen zwei Jahre nach dem Fall des Sozialistengesetzes, waren eine Tat. Man hat dieses Stück nicht totreden und nicht totschweigen können, damals nicht und später nicht, eben weil es ein Stück, weil es eine dramatische Aussage von größter Kraft ist. Heute hat es den Rang eines Dokumentes gewonnen. Als solches hat Hans Schalla es inszeniert. War es nicht ein erschütterndes und ein beweiskräftiges Dokument? Beweiskräftig auch für die Rolle der Gewerkschaften, die im Europäischen Gespräch dieses Jahres diskutiert wurde?

Da standen diese Weber, grau wie die Parchentpacken, die sie schlepten und bettelten und jammerten um ein paar Almosenpfennige. Und dann züngelte die Flamme der Auflehnung empor und fraß weiter und wurde zur Feuersbrunst. Das vollzog sich mit der Gewalt und Gesetzmäßigkeit eines Naturereignisses in einer Folge von Szenen, die auf das Wesentliche reduziert waren und im Bild wie im Spiel gerade deswegen so überzeugend wirkten, weil nirgendwo ein Wirkenwollen zu spüren war. Schalla hat vor Jahren zuerst in Köln und dann in Düsseldorf die Weber inszeniert und hat damals alle Requisiten weggelassen. Diesmal war da, was das Leben der Weber bestimmte, die Parchentpacken und der ungefüge Webstuhl. Und wenn der Vorhang zu war, ging das Geräusch des Webstuhls, ging das monotone Weberlied weiter. Nur eine Bühne, an der es, trotz allem, noch ein Ensemble gibt, kann eine Aufführung von dieser ungewöhnlichen Höhe zustandebringen. Die Bochumer kamen nach dem Ende nur geschlossen auf die Bühne, wollten also nur als Ensemble gewürdigt werden. Darum sei auch hier nur dem Ensemble, diesem großartigen Ensemble, im ganzen aufwärmste gedankt.

Cato

Menschen im Krieg

Zur Ausstellung der Fotos von Robert Capa in Recklinghausen



Da ist ein Mann, Robert Capa, geboren in Budapest und vermutlich jüdischer Abkunft, 20 Jahre lang von Land zu Land gezogen und hat den Krieg fotografiert. Er war in Spanien, dann in China, in Nordafrika, in Italien, er war bei der Landung in der Normandie dabei, bei der Einnahme von Paris, beim Vormarsch durch Deutschland bis nach Berlin. Als der große Krieg zu Ende war, auch er seines Handwerks müde. Er ging nach Palästina und fotografierte dort Siedler und Handwerker bei ihrem friedlichen Tun – bei dem sie freilich neben dem Arbeitsgerät immer auch das Gewehr griffbereit haben mußten.

Aber der Krieg ließ diesen Mann nicht los. Man rief nach ihm, als der Krieg in Indochina die Weltöffentlichkeit beschäftigte. Nun ging er mit der Kamera dem Krieg im Dschungel nach, und von dort ist er nicht zurückgekommen. Eine tückische Tellermine irgendwo auf einer Straße in Vietnam ist ihm zum Verhängnis geworden. Ernest Hemingway hat ihm den Nachruf geschrieben.

Robert Capa arbeitet mit der Kamera wie ein gewissenhafter Zeuge, der sich an seinen Eid hält, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzufügen. Und weil er immer unmittelbar am Tatort war, vorn, wo geschossen und gestorben wurde, hat sein Zeugnis Substanz und Gewicht. Es liegt nicht an ihm, wenn es gegen den Krieg ausfällt, es liegt am Krieg.

Jede der Aufnahmen zeugt davon, daß dieser Fotograf das sichere Gespür dafür hatte, was ein Mensch sehen und eine Kamera erfassen kann. Er verzichtet auf jeden Versuch der Totalschau, der Sicht aus zu weit genommenem Winkel. Dafür hält er die Einzelheit fest, die verräterische Episode, die oft nur eine Begebenheit am Rande zu sein scheint. Weil aber eine jede etwas zum Ganzen aussagt und weil jede Aussage hart, bestimmt und direkt ist, formt sich aus ihnen Zug um Zug das Gesamtbild.

Man wird die Bilder so schnell nicht los, sie bleiben vor dem inneren Auge: der Soldat im Sandtrichter der Wüste, der getroffen die Arme hochwirft, die Chinesin, in einer Trümmerecke hockend, kraftlos wie ein hingeworfenes welkes Blatt, der zu kurze Behelfssarg, aus dem die Füße des Toten herausragen, der Infanterist im Kampfanzug mit Sturmgepäck, der aussieht wie ein Ungeheuer von einem andern Stern und doch so ein kleines, hilfloses Jungengesicht hat. Und alle die anderen: Menschen im Dreck, Menschen zwischen Trümmern, befreite Menschen, verhetzte Menschen, gehetzte Menschen. Und immer wieder: Getroffene, Sterbende, Tote.

Man kann nach diesem Zeugnis nur zu dem Urteil kommen: Er ist ein unmenschliches und ein menschenunwürdiges Geschäft, der Krieg.



Neapel 1943

Israel 1948



Zum 20. Juli

Von Inge Scholl

Wie könnte unsere heutige deutsche Welt aussehen, wäre es jenen tapferen Menschen des Widerstandes – und ich sehe den Widerstand gegen Hitler trotz aller Unterschiede der einzelnen Gruppen als eine in sich zusammenhängende Bewegung –, wäre es den Leuten des 20. Juli gelungen, jenes Regime abzuschütteln und den Krieg, der damals nichts anderes mehr war als eine mörderische Hinauszögerung der Niederlage, zum Stillstand zu bringen? Wenn die Vernünftigen den Sieg über den blinden Fanatismus errungen hätten und wir als Nation zwar eine Niederlage, aber eine weise und würdevolle – bewußt und rechtzeitig auf uns genommen hätten?

Dann wären Millionen Menschen am Leben geblieben, die noch zwischen dem 20. Juli 1944 und dem 9. Mai 1945 zielloos an den Fronten verbluten mußten oder die in den immer heftiger werdenden Fliegerangriffen umgekommen sind. Wäre der Versuch des Widerstandes, selbst an unserer Befreiung mitzuarbeiten, erfolgreich gewesen, dann hätten wir vermutlich heute kein geteiltes Deutschland, denn damals standen die Russen noch weit von den deutschen Ostgrenzen entfernt.

Und wir hätten – was vielleicht etwas vom Wesentlichsten ist – beste, fähigste und edelste Köpfe unseres Volkes behalten: Moltke, Pater Delp, Trott zu Solz, Julius Leber, die Brüder Bonnhöffer, um nur einige für viele zu nennen. Sie hätten das Gewicht sein können, das dem Gesinnungswechsel, welcher nach 1945 vollzogen wurde, eine tiefere, reinere und überzeugendere Kraft gegeben hätte und unserer zweiten Demokratie in Deutschland mehr Weite und Beweglichkeit. Aber selbst in der Erinnerung können die Menschen des deutschen Widerstandes Markierungs- und Orientierungspunkte für uns sein in der großen Umwandlung, in der sich die Welt und mit ihr unser Volk und jeder einzelne von uns in diesem Jahrhundert befindet.

Sie waren Menschen, die aus den gewohnten und heute vielfach erstarrten Rahmen und Schemen heraustraten und versuchten, frei, unabhängig, unvoreingenommen ihre Welt zu sehen und zu gestalten. Sie waren beispielsweise lebhaft daran interessiert, die starren Abschränkungen zwischen den Konfessionen zu lösen, weil neue Probleme neue und tiefere Gemeinsamkeiten hervorgebracht haben. Ich glaube, daß selten in unserer Zeit so wie in den Kreisen des Widerstandes das wahre Christentum freigelegt wurde, in dem letzten Endes das Gewissen des einzelnen und seine Beziehung zu Gott dominierend ist. Dieselbe Unvoreingenommenheit hatten sie gegenüber dem politischen Leben, das sich nicht in starre Programme bannen läßt. Sie hatten einen offenen Sinn für alles Werdende in der Kultur, sie interessierten sich für das Experiment, für neue Wege – und sie waren bereit, ihnen mit ihren Kräften zum Durchbruch zu verhelfen, selbst dann, wenn sie sich vielleicht nicht immer uneingeschränkt ihnen verschreiben konnten. Letzten Endes mündete dies alles in eine Lebenshaltung, die offen ist, kritisch und schöpferisch, offen nach allen Seiten, geschützt aber durch die Haltung der Kritik und des Fragens.

„Charakteristische Einzelgänger“ wurden sie damals genannt. Charakteristische Einzelgänger waren sie in dem Augenblick und in der Situation, als die offizielle Gesellschaft in einen verheerenden Verfall geraten war. Sie gingen bewußt einen eige-



Sophie Scholl, Ulm, geboren am 9. 5. 1921, Studentin der Biologie und Philosophie, hingerichtet am 22. 2. 1943



Hans Scholl, Ulm, geboren am 22. 9. 1918 Student der Medizin, hingerichtet am 22. 2. 1943

Willi Graf, Saarbrücken, geboren am 2. 1. 1918, Student der Medizin, hingerichtet am 12. 10. 1943



Alexander Schmorell, München, geboren am 16. 9. 1917, Student der Medizin, hingerichtet am 13. 7. 1943



nen, einsamen Weg, aber im Blick auf diese Gesellschaft, auf die Gesamtheit, der sie sich verbunden fühlten durch ihre Verantwortung bis zum letzten Augenblick. Sie waren nicht anti um des anti willen, wie es heute manche Nonkonformisten sind, sondern sie mußten so handeln, weil ihre Vernunft, ihr Gefühl, ihre Erfahrungen es verlangten – im Interesse ihrer Gesellschaft und ihrer Welt. Sie waren nicht Helden, die sich in den Tod stürzten, in ein wenn auch noch so erhabenes Abenteuer. Sie wollten das Leben, indem sie für das Leben eintraten. „Mit aller Energie überleben für die Zukunft“, das war der Grundsatz meines Bruders, Hans Scholl. Nie fühlten sie sich als Helden, auch nicht in der letzten Stunde – immer als Vertreter einer Menschheit, die den Kampf um das Gesunde und Normale und für seine Realisierung in der unmittelbar vor ihnen liegenden Zukunft durchstehen mußten.

Wir leben in einer großen gesellschaftlichen und geistigen Umwälzung, und dieser Umbruch hat es zum Beispiel mit sich gebracht, daß Dinge, die unseren Eltern und Großeltern noch feste geprägte und beinahe heilige Begriffe und Symbole waren, wie zum Beispiel das übersteigerte Nationalgefühl, der Patriotismus, oder der „heilige Krieg“ oder „das Feld der Ehre“ – man könnte noch viele nennen –, daß diese Dinge durch die Weltentwicklung überholt sind, ja – ich gebrauche ein hartes Wort –, zur Phrase werden können. Wir befinden uns also auf Schritt und Tritt im Übergang, wo ehemals unantastbare Symbole zu Phrasen werden. Und wahrscheinlich stehen viele aus unserer Eltern- und Großelterngeneration in der tragischen Situation, daß sie das Symbol auch nicht mehr ganz überzeugt, die Phrase sie aber erschreckt und ihnen weh tut.

Versuchen wir also, in diesem Umbruch, dem keiner sich entziehen kann, mit geöffneten Augen durchzufinden, lernen wir unterscheiden zwischen echt und unecht, zwischen dem falschen Zungenschlag und der wirklichen Haltung, und lernen wir stolz sein auf die Seite unserer jüngeren Vergangenheit, von der Golo Mann in seinem Buch über die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sagt: „Trotzdem gab es Widerstand, das Höchste, was die deutsche Geschichte erreicht hat, wenn die Kriegsdiktatur der Hitler und Himmler das Tiefste ist.“

Ich erhalte manche Briefe von Kindern und Jugendlichen nicht nur aus Deutschland, sondern aus verschiedenen Ländern der Welt mit der brennenden Frage: Würden wir wie die Studenten der „Weißen Rose“ den Mut zum Äußersten aufbringen, wenn eine solche Stunde käme? Darauf möchte ich antworten: Lassen wir es nicht zum Äußersten kommen. Das ist unsere wichtigste Aufgabe. Gehen wir mit offenen wachsamem Augen durch unsere Zeit, versuchen wir in tausend kleinen, alltäglichen Entscheidungen dazu beizutragen, daß unser öffentliches Leben sachlich, richtig, sauber wird und bleibt. Lernen wir das Wesen der Gewalt und des Autoritativen zu durchschauen und zu bekämpfen in seinen kleinsten Anfängen, ehe die Gesetze verletzt werden. Wo immer in unserer Welt der einzelne Mensch gefährdet, mißachtet und angetastet wird, ist die Sache aller bedroht. Die Gefahren und Angriffe können von den verschiedensten Richtungen kommen – am meisten sind wir für diejenigen in unserem eigenen Land und Staat verantwortlich.

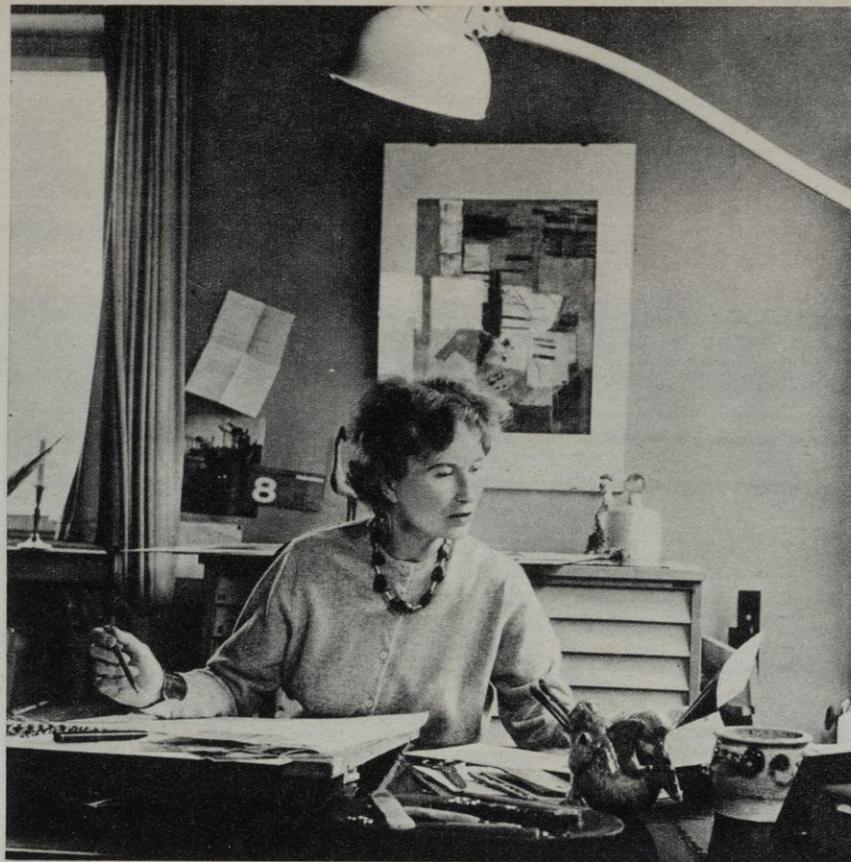
Besuch

bei

der

Künstlerin

Ursula
Kluth



Nachdem die diesjährige Ausstellung der Ruhrfestspiele versucht hat, dem Künstler auf die Spur zu kommen, d. h. in eindringlichen Beispielen zu zeigen, wie man sich den Weg von der „Idee zur Vollendung“, also zum fertigen, geglätteten Kunstwerk vorstellen kann, wird mancher ein waches Auge für das künstlerische Schaffen bekommen haben. Vielleicht ertappt sich dieser oder jener sogar, wie er mit diesem „neuen Blick“ den Bildhauer bei seiner Arbeit im Atelier beobachtet oder in einer Ausstellung den betreffenden Maler über die Entstehung seiner Bilder befragen möchte. Der Laie nimmt aktiver am künstlerischen Geheimnis teil, kommt dem Kunstwerk unter Umständen einen Schritt näher.

Kürzlich besuchten wir die Malerin und Grafikerin Ursula Kluth. Die gebürtige Berlinerin hat viel gelernt: auf den Kölner Werkschulen, in der Entwurfsabteilung der Druckerei Loubuk in Paris, im Atelier de Haute Couture an der Rue de la Paix. Und sie hat sich in der Welt umgesehen: am Rhein, in Frankreich und Spanien

und immer wieder in Italien. Von ihren Studienreisen hat sie Mappen voll Federzeichnungen mitgebracht und Ölbilder – und Erfahrungen.

Während Kollege Udo Hoffmann, mit seiner Kamera bewaffnet, die Künstlerin am Zeichentisch beobachtet, um ihr ein echtes Foto abzulauschen, flitzt ihr Stift über das weiße Papier, feine Linien entstehen, beleben das leere Blatt. Pause. Dann wieder ein Strich, hastige Schraffierungen. Pause. So geht es in raschem Zuge weiter, jeder Strich sitzend, und in wenigen Minuten können wir ein frisches Mädchenbildnis bewundern. Um in der Sprache der Ruhrfestspielausstellung zu bleiben: Ursula Kluths Federskizze ist gleich Vollendung! Und die Idee? Wo gibt es die? Nun, in diesem Fall können wir sie natürlich nicht sehen. Erst beim anschließenden Gespräch mit der Künstlerin merken wir, daß ihr Kopf voll mannigfaltiger „Ideen“ steckt, voller Bilder, die sie unmittelbar zu Papier bringt – wie eben diesen Mädchenkopf – oder sie in einer Serie von Variationen entwickelt.

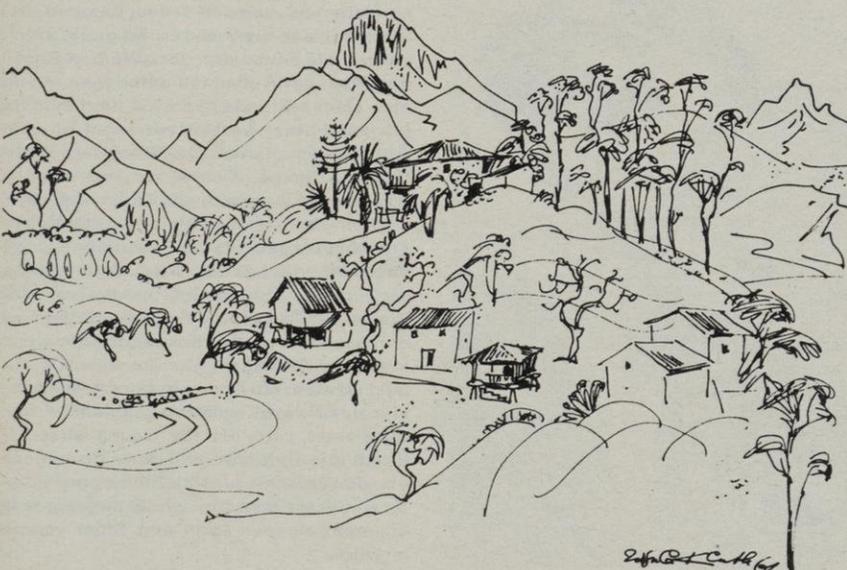
Es ist zunächst nicht leicht, das Gesamtwerk der Künstlerin auf einen Nenner zu bringen: nebeneinander stehen Reklamezeichnungen, Packungen, Illustrationen für Zeitungen (auch für die Presse des DGB), Entwürfe für Kalender, abstrakte Gemälde und gegenständliche Bilder, Landschaften, Menschen, Tiere, Schilderungen als reiche Ausbeute von ihren Reisen. Sind diese Reizenotizen eine Art Fotoersatz? Das wiederum nicht. Die Zeichnungen sind kein Abklatsch der Wirklichkeit, sondern Übersetzungen des Erlebten in wenigen beschwingten, heiteren Linien. Das, was der Künstlerin als wesentlich erscheint, wird in rhythmischen Federstrichen festgehalten.

Neben diesen Landschaften aus dem Süden gibt es hier auch Darstellungen vom Rhein und Industriebilder. Für Ursula Kluth hat der Rhein nichts Romantisches, nichts von der Atmosphäre eines Betriebsausfluges. Für sie trägt der Strom jahraus, jahrein Schlepper mit Bergen von Kohlen, von Industriegütern und anderen Lasten. Dahinter steht der arbeitende

Mensch. Das nüchterne, tonige Kolorit betont diese ernste, fast schwermütige Auffassung. Und von den Industrielandschaften, vom Kohlenpott führt der Weg direkt zu ihren jüngsten „Industriekompositionen“ abstrakter Art, zur Kranfamilie, zum Stellwerk und zum Bild, das die Malerin einfach „Gerüste“ betitelt hat. Die Welt der Technik und des Arbeiters wird hier zeichnerisch erfaßt in der Farbenstimmung und im Konstruktiven, letztlich aber weiblich-poetisch übertragen. Sollte der Bogen „Idee und Vollendung“ im Werk der Malerin etwa „vom Abbild zum Sinnbild“ heißen? Wie dem auch sei: bei Ursula Kluth sind der gegenständliche und der abstrakte Stil gerechtfertigt.

Diese Bestätigung finden wir auch bei den Figurinenzeichnungen und bei den mit diesen innerlich verwandten Bewegungskompositionen. Gerne verweilt die Malerin auf den Bühnen, fixiert die Schauspieler während der Theaterproben in charakteristisch schnellen, präzisen Strichen („Bluthochzeit“, „Gespräche

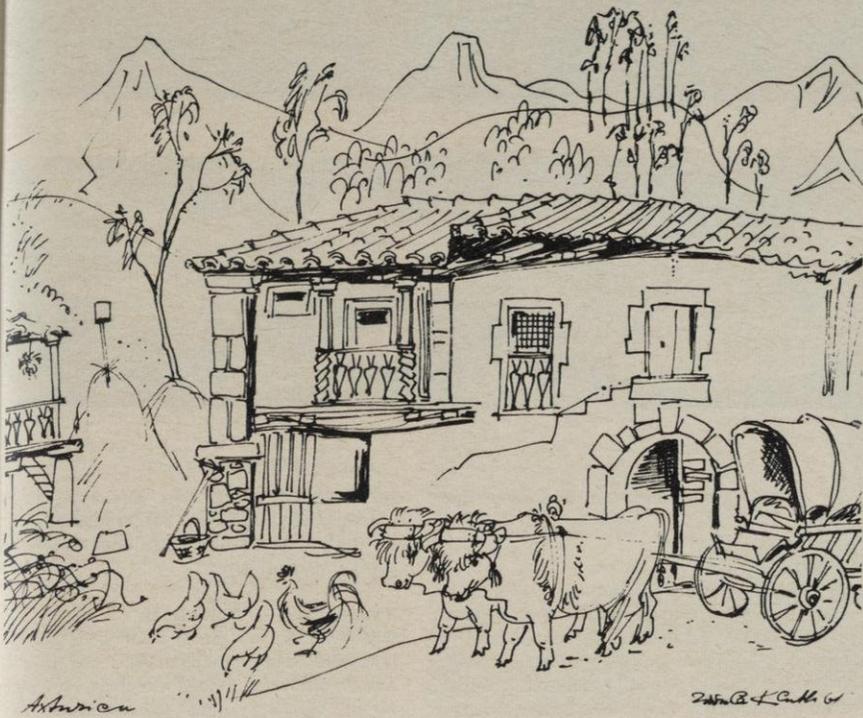
Spanischer Ort



Mensch aus Staub und Asche. Bühnenzeichnung



Dorf in Asturien



der Karmeliterinnen", „Mensch aus Staub und Asche“).

Und auch Marcel Marceau, den Mimen, und Harald Kreutzberg, den Tänzer, hat sie öfters unverkennbar skizziert. Von diesen bewegten Figuren zu einem ihrer Lieblingsthemen, dem Ikarus, der Sagengestalt aus dem Altertum. Mit Flügeln aus Wachs versucht der Sohn des Dädalos zu fliegen, doch schmilzt die Sonne das Wachs, und er stürzt ins Meer. Wie ferne liegt diese Sage vom „ersten Flieger“, vom ewigen Traum des Menschen, zurück – heute im Zeitalter der Düsenmaschinen, bedrohlicher Geschosse, der Satelliten. Natürlich hat Frau Kluth den Flug der Schwäne und der Wildenten von ihrem Atelierfenster aus beobachtet. Ist die Beziehung Vogel-Ikarus-Raumschiff aber ergiebig? Und wie kann der Maler mit seinen beschränkten Mitteln die Geschwindigkeit, die letzten Rekorde überhaupt wiedergeben? Läßt sich nicht anderswo im künstlerischen Werk der Malerin, der Zeichnerin eine bessere Verbindung herstellen? Nun, gehen wir den Konturen einer tanzenden Figur nach, den vehementen Strukturen in einem Baum in Asturien, suchen wir die Linien in der Darstellung einer Kirchenfassade in Ferrara oder an einem Tisch in Nizza, ergründen wir die reinen fliegenden Linien, die bewegten Flächen selbst – und wir finden den Keim zu den abstrakten Kompositionen der Künstlerin. Man stelle sich die Details in den gegenständlichen Darstellungen vergrößert vor, und man hat zumindest die Beziehung zu den abstrakten Flugvisionen.

Nicht selten sind diese Bilder bedrohlich und unheimlich. Und nun wird einem bewußt, wie

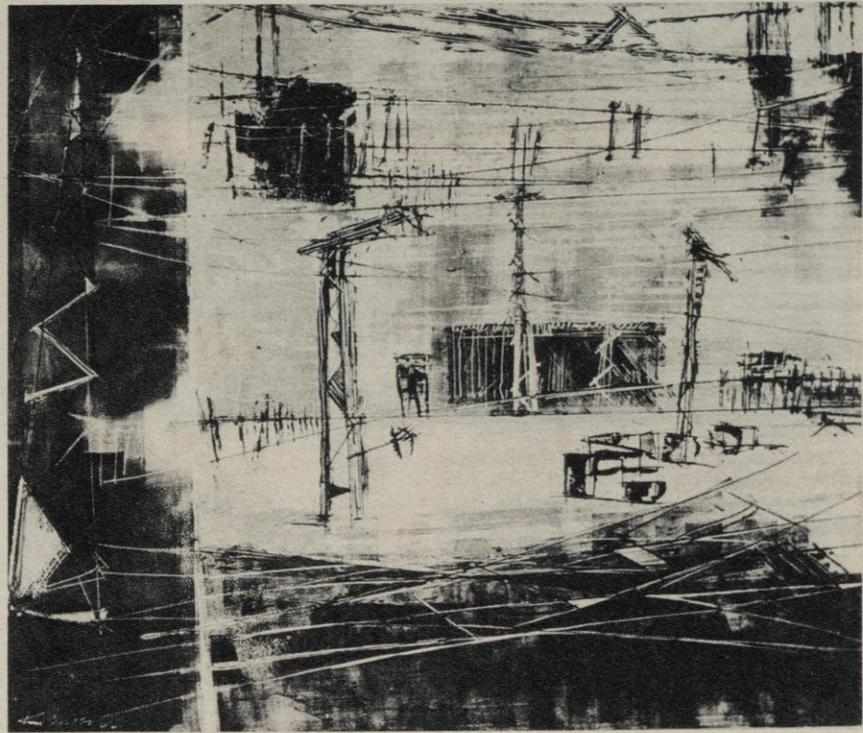


Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann

sehr Ursula Kluth Künstlerin auch unserer düsteren Zeit ist, leuchtet sie doch gerade in diesen abstrakten Kompositionen hinter die Fassade der wirtschaftlichen Prosperität oder zeigt auf, wie feindlich die technischen Errungenschaften dem Menschen werden können. Hier finden wir dann den Gegenpol, die Ergänzung zu ihren heiteren Illustrationen, zu ihren sonnigen Erinnerungen an die Schönheit der Natur und auch zu den spritzigen Zeichnungen, wie sie etwa in ihrem „Kochbuch für Leute, die gerne essen“ vorkommen, für das Lore Lorentz den Text geschrieben hat. Die Künstlerin zeigt, daß beide Seiten, schöne und schmerzliche, zum Leben gehören – so wie es beide Stilrichtungen in ihrem künstlerischen Werk gibt.

Es ist uns oft aufgefallen, daß der Laie dem abstrakten Maler mehr zutraut, der auch „richtig zeichnen kann“. Unter diesem richtig Zeichnen wird dann meistens das Naturabbilden verstanden. Ursula Kluth gehört zweifellos zu jenen abstrakten Künstlern, die Menschen und Tiere, Häuser und Landschaften in diesem Sinne „richtig“ abmalen und abzeichnen können. Aber das ist es nicht, was sie zur Künstlerin macht. Wie sie alles festhält – in der zarten, sicheren Linienführung oder mit Tusche markant unterstrichen, wie sie mit der Farbe sparsam umgeht oder ihre differenzierte Palette anbringt, wie sie nur das Wesentliche herausarbeitet, scheinbar spielerisch, das erhebt sie über den Dilettanten, der sich sklavisch an sein Vorbild hält. Und wenn Ursula Kluth sich mit diesen gegenständlichen Bildern allein nicht zufrieden gibt und in abstraktere Gebiete vorstößt, so wird sie ihren Grund haben, denn naturalistisch kann sie sich ja ohne Mühe ausdrücken. In den gegenstandslosen Kompositionen verwirklicht sie neue Ideen, passend für unser technisches Jahrhundert – und wir, das Publikum, müssen uns bemühen, der Künstlerin auch hierher zu folgen.

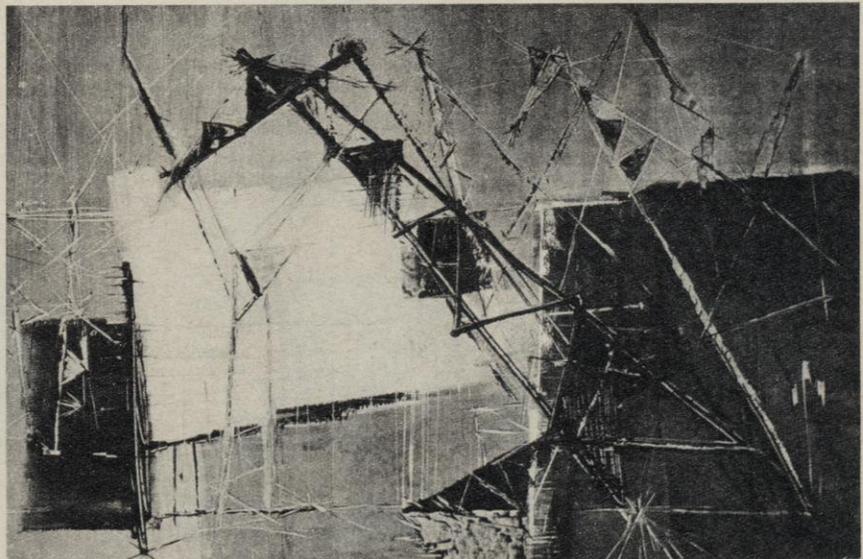


Stellwerk

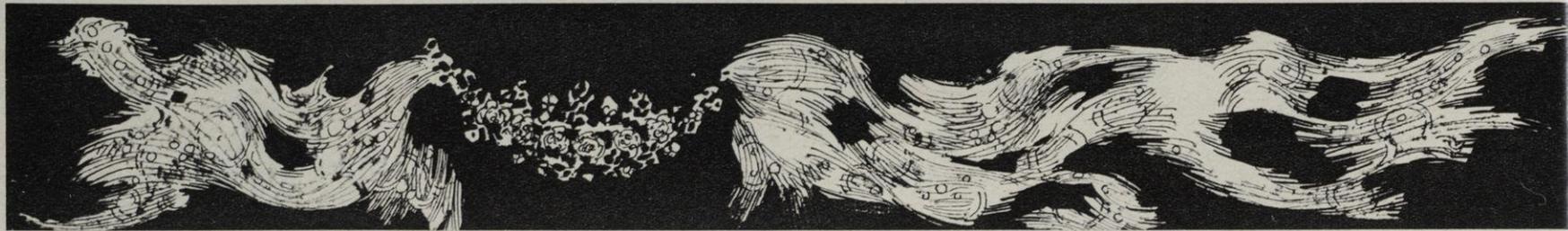


Hahnenkampf

Kranfamilie



Immer jünger wird die Liebe



Alle Mahnungen der älteren Generation haben nichts gefruchtet: Die Liebe wird immer jünger!

Soeben bekanntwerdende Zahlen besagen, daß der Run der ganz jungen Leute zum Standesamt nicht aufzuhalten ist. Die vielen Warnungen vor den Gefahren der Frühehe haben nur erreicht, daß sich noch mehr und noch jüngere Heiratskandidaten in das Abenteuer des Lebens zu zweien stürzen möchten. Nahezu vierzigtausend junge Männer zwischen achtzehn und einundzwanzig Jahren begehrten 1961 vom Vormundschaftsrichter die Ausnahme-genehmigung, welche das Gesetz für einen Bräutigam vorschreibt, der noch nicht volljährig ist. Für 1962 rechnet man sogar mit fünfzigtausend solcher Gesuche, die für die Gerichte eine außerordentliche zusätzliche Belastung bedeuten.

Rund zwölftausend sechzehn- bis achtzehnjährige Mädchen heirateten im vergangenen Jahr. Fast ebenso viele Babys wurden von jungen Frauen dieser Altersklassen geboren – ein drastischer Beweis, was der Hauptgrund des Heiratsfiebers ist, das die deutsche Jugend mehr als jede andere ergriffen hat.

Tatsächlich führt die Bundesrepublik mit großem Abstand bei jenen umstrittenen Ehen, in denen beide oder ein Partner minderjährig ist. Die Vergleichszahlen Frankreichs, Englands und der skandinavischen Staaten liegen weit darunter. Es genügt also nicht mehr, vor der „Kinderhehe“ zu warnen. Vielmehr müssen wir mit dem Phänomen der jungen Heirat, vor das uns unsere emanzipierte Jugend stellt, fertig werden. Es gilt, die Probleme der Frühehe zu lösen!

„Karin!“, stellt Frau Brüning ihre Tochter. „Karin, was ist mit dir?“

Die achtzehnjährige Praktikantin versucht dem prüfenden Blick auszukommen. „Nichts“, stammelt sie. Doch ihr Zustand straft sie Lügen. Schluchzend wirft sich das Mädchen an die Brust der Mutter. Ein Tränenstrom begleitet schließlich das Geständnis, daß Karin ein Kind bekommt.

Frau Brüning ist eine moderne Frau. Sie kennt die Welt von heute. Sie weiß, daß bei uns jedes Jahr etwa dreißigtausend uneheliche Kinder von Mädchen in die Welt gesetzt werden, die selbst noch nicht mündig sind. Sie weiß, daß diese jungen Mütter keineswegs immer die schlechtesten sind. Sie kennt die tausendfachen Verlockungen, die zahllosen Gefahren, denen sich auch behütete Töchter heute gegenübersehen.

Es ist ihr klar, daß es Schlimmeres gibt als ein verführtes und unerwünschtes Kind.

Ausgerechnet meine Tochter

Doch das ist nur eine Seite. Ebenso wahr ist, daß Frau Brüning die Probleme, über die sie so manches las, niemals auf ihre eigene Tochter bezogen hat. Karin? Nicht einmal der Gedanke wäre ihr gekommen. Wieso auch? Dem Mädchen hatte nichts gefehlt, weder Aufsicht noch Elternliebe. Niemals gab es Außergewöhnliches. Und der junge Mann, der Karin im Sommer zum Schwimmen und jetzt zum Schlittschuhlaufen abholt, ist Frau Brüning als wohlzogener Sohn eines befreundeten Ehepaares bekannt.

Dennoch nennt ihn Karin jetzt als Vater des zu erwartenden Kindes. Hans-Jochen, zwanzigjährig, besucht noch das Technikum. Vor einigen Monaten hat er das Mädchen von einer Geburtstagsparty heimbegleitet. Die Eltern waren verreist, und er kam mit in die Wohnung. Vom ungewohnten Alkohol und dem plötzlichen Alleinsein verleitet, verloren

die jungen Leute die Kontrolle über ihre Gefühle.

Was tun?

So einfach der Tatbestand, so fassungslos steht ihm Frau Brüning gegenüber. In ihrer ganzen großen Familie hat es niemals ein Uneheliches gegeben. Und nun muß die einzige Tochter ihr „diese Schande“ bereiten!

Einen Augenblick denkt Frau Brüning daran, daß ihr Bruder Arzt ist, daß er ihr vielleicht helfen könnte, das Geschehene ungeschehen zu machen. Aber das wäre ein Verbrechen. Eine Tat, die keinem Arzt zugemutet, keiner Tochter angetan werden darf.

Bleibt die Frage: Heirat oder nicht? Wird Hans-Jochen sich zu dem Geschehenen bekennen? Wird er Karin heiraten?

Natürlich müßte auch eine plötzliche Ehe Aufsehen erregen im Familienkreis. Aber eines Tages würde man nicht mehr darüber sprechen. Würden Freunde und Verwandte das Ereignis akzeptiert haben. Das Baby trüge einen „ehrlichen Namen“.

„Sind Sie sich klar darüber...“

So kommt es, daß Herr Brüning einige Tage später Hans-Jochen zu einer Unterredung zitiert. „Sind Sie sich klar darüber, was jetzt Ihre Pflicht ist?“ will er wissen. Eine Frage, die der Schreckensbleiche mit einem raschen Ja beantwortet. Er will sich und den anderen beweisen, daß er doch ein Ehrenmann ist!

Der junge Mann bittet das Vormundschaftsgericht um die Eheerlaubnis, die er braucht, weil er noch nicht einundzwanzig ist. Angesichts der Zustimmung beider Elternpaare und wegen des zu erwartenden Kindes wird er für volljährig erklärt. Kurz darauf folgt unauffällig die wenig fröhliche Hochzeit.

Dann müssen sich die jungen Eheleute trennen. Hans-Jochen bezieht eine entfernte Lehranstalt. Er soll sich ganz auf sein Studium

konzentrieren. Karin, die ihre Ausbildung unterbrechen muß, bleibt bei der Mutter, wo sie ihr Baby erwartet und einer ungewissen Zukunft entgegenseht.

Tausendfaches Schicksal

Das Schicksal der Karin Brüning ist das Los tausender junger Mädchen unter uns. Und die Ehe, in die Hans-Jochen stolperte, ist typisch für die vielen Zwangs- und Mußehen unter Jugendlichen, die fast alle unglücklich enden. Unglücklich, weil sie sich selten auf ein dauerhaftes, erprobtes Gefühl der Partnerschaft gründen, sondern fast stets nur auf die Konvention, die befiehlt: Auslöffeln, was du dir eingebrockt hast!

Mancher dieser wie ein Legionär zur Unter-schrift gebrachten Hochzeiter geht bereits mit dem Gedanken an die mögliche Scheidung aufs Standesamt. Andere versuchen ehrlich, aus der Sympathie zu ihrer jungen Freundin eine dauerhafte Liebe zur nun Angetrauten zu entwickeln.

Doch sind diese Bemühungen schon darum so häufig zum Scheitern verurteilt, weil der Jüngling mit neunzehn oder zwanzig Lenzen ganz anders empfindet als der junge Mann von fünfundzwanzig. Erst in diesem Lebensalter ist die Persönlichkeitsbildung einigermaßen abgeschlossen. Erst jetzt kann er wirklich beurteilen, welche Frau zu ihm paßt.

Glückliche Ausnahmen

Gewiß gibt es immer wieder den glücklichen Zufall, daß das aus „Kavalierspflicht“ gehelichte junge Mädchen dem Geschmack und den Vorstellungen auch des Herangereiften entspricht. Solche Paare finden sich dann endgültig und vermögen es, der frühzeitigen Fessel zum Trotz, ein solides häusliches Glück zu zimmern.

Aber es sind die Ausnahmen. Die Regel besagt, daß die von der Kindesmutter oder ihrer



Laienspieler aus Passion

Aus dem öffentlichen Leben der Revierstadt Oer-Erkenschwick bei Recklinghausen ist die Laienspielgruppe der IG Bergbau und Energie nicht mehr wegzudenken; sie ist innerhalb ihrer Heimatstadt, aber auch über die Grenzen hinaus in der Gewerkschaftsjugend ein Begriff geworden.

Diese Laienspielgruppe besteht jetzt über zehn Jahre und hatte im Verlauf „ihrer Geschichte“ Höhepunkte erlebt, aber auch einige nicht so erfolgreiche Zeiten verbracht. Wie bei der Gründung, sind auch heute die Mitglieder der Spielgruppe Bergmänner, die morgens unter Tage ihrer Arbeit nachgehen und am Abend, oft mehrmals in der Woche, unter Leitung ihres Spielleiters Peter Schuch, ebenfalls Bergmann, auf „den Brettern“ stehen, um zu proben. Einzigartig dürfte sein, daß diese Laienspielgruppe in Oer-Erkenschwick ein eigenes Theater hat. Eine Spielschar mit eigenem Haus, wo gibt es das noch? Das Gewerkschaftsjugendheim der IG Bergbau und Energie wurde nach Kriegsende, teilweise durch Selbsthilfe gebaut und war das erste Gewerkschaftsjugendheim nach dem Kriege im Bereich der Bundesrepublik. Später wurde die Laienspielgruppe gegründet, die dann jährlich mit anderen Neigungsgruppen in der Gewerkschaft einen Elternabend gestaltete. Es waren zunächst nur, sagen wir ruhig Klamaukstücke, die zum Repertoire unserer Erkenschwicker gehörten. Bald schon wollten die Spieler bessere Stücke spielen und probten an ernstesten Aufführungen, was ihnen auch so gut gelang, daß sie bald an Jungtreffen in der näheren Umgebung mitwirkten. Es folgten dann Spiele auf großen Veranstaltungen, und bald spielte die Gruppe auf den Gewerkschaftstagen ihrer Organisation. Auch in der Westfalenhalle in Dortmund spielten sie schon.

In vielen Städten des Ruhrgebietes, aber auch außerhalb dieses Landesteiles waren die Erkenschwicker Laienspieler schon zu sehen. Nach diesen Erfolgen, die den jungen Bergarbeitern nicht in den Schoß fielen, da sie angestrengt an sich selbst arbeiten mußten, kam dann der Gedanke, das gutgebaute Jugendheim doch zu einem kleinen Theater umzuwandeln.

Es wurde ein Vorhang angeschafft. Scheinwerfer wurden gebastelt und andere Einrichtungen erarbeitet; dann war das kleine Theater mit 200 Sitzplätzen fertig.

Woran liegt der Erfolg dieser Spielgruppe? Man könnte antworten: an der Arbeit. Noch besser an der Teamarbeit. Es blieb nicht aus, daß seit dem Bestehen dieser Gruppe in jedem Jahr Spieler ausschieden, da es eine Jugendspielgruppe ist und man bekanntlich nicht immer jugendlich bleibt. Der einzige, der in all den Jahren blieb, war der Spielleiter Peter Schuch. So kamen jedes Jahr neue Spieler hinzu, die von Mitgliedern der Spielschar angesprochen und geworben wurden. Meinte einer, sein Mitarbeiter am Arbeitsplatz würde auch in dieser Gruppe mitwirken können, dann wurde er mitgebracht in die Probeabende.

Hier herrscht Teamarbeit. Die Rollenverteilung wird nicht vom Spielleiter angeordnet, sondern gewissermaßen nach einer Diskussion vergeben. Dann wird gelesen und notfalls nach einer weiteren Diskussion die Rolle einem anderen Spieler übergeben.

Während der Proben ist jeder Spieler geradezu dazu aufgefordert mitzuarbeiten und mitzudenken. Jeder kann einen Szenenvorschlag machen, wenn er meint, es sei besser von links als von rechts aufzutreten. Diese Szenenvorschläge der Spieler werden gespielt. Einigt man sich, daß die Einstudierung nach dem Vorschlag besser wirkt, dann wird künftig so gespielt. Oberster Grundsatz: Diskussion und Kritik formen die Gestaltung der Aufführung. Selbst bei der Anlegung der Schminke sieht der Kreis der Mitspieler kritisch zu, um möglichst auch hierbei das Beste herauszuholen. Ist einer schlecht geschminkt, fällt das auf die Gesamtleistung der Gruppe zurück, nicht so sehr auf den einzelnen.

Dies dürfte das Erfolgsgeheimnis dieser Spielschar mit dem eigenen Theater sein. Es spricht für sie die Tatsache, daß die Angebote zu Aufführungen stärker sind, als diese Gruppe diesen Verpflichtungen nachkommen kann.

Die Mädchen in dieser Spielgruppe arbeiten natürlich nicht im Bergwerk. Sie sind zumeist Verkäuferinnen in den Kaufhäusern dieser spielfreudigen Stadt.



Spielleiter Peter Schuch am Arbeitsplatz



Noch etwas dunkler

Aus dem Laienspiel „Die goldenen Früchte“



Dieter Schmidt

amilie mehr oder weniger erzwungenen Ehen durchweg zerrüttet enden.

Die Statistik spricht eine eindringliche Sprache, wenn sie auf Grund wissenschaftlicher Verleiche feststellt, daß die Kinder solcher Mühen weit häufiger im Leben scheitern, als wenn sie unehelich geboren wären und von der Mutter allein aufgezogen würden. Die ungewilligen Ehen sind so sehr angefüllt mit Laß und Streit, Dramatik und Unglück, daß davon stets auch die Kinder betroffen werden.

Es ist also nichts damit gewonnen, wenn das Kind zwar seinen Vater erhält, dieser aber ganz und gar nicht zur Mutter paßt, weil sie auf eine Episode bedeutet auf seinem Weg zum Erwachsensein.

Die Zielbewußten

An dieser Stelle muß gesagt werden, daß es auf der anderen Seite zahlreiche junge Leute gibt, die keineswegs in die Ehe schlüpfen, sondern mit aller Zähigkeit zu ihr hinstreben. Das sind vornehmlich solche Paare, die sich vom Anfang schon jahrelang kennen, gut verstehen und nicht einsehen, worauf sie noch warten sollen.

Sie kämpfen verbissen um die Heiratsgenehmigung des Vormundschaftsrichters. Und manchmal schützen sie ein Kind nur vor, um vorzeitig für volljährig erklärt zu werden. Von ihnen bestehen denn auch verhältnismäßig viele den Läuterungsprozeß der folgenden Jahre.

Sie stellen die Treffer dar in der Schicksalslotterie um die Jungehe und bringen es fertig, aus romantischen Jugendgefühlen eine solide Alltagsliebe zu schmieden, die wirklich ein Leben lang hält.

Solchen Paaren kann man auf mancherlei Weise helfen, das schwankende Eheschifflein an den Klippen vorbeizusteuern. Vor allem darf man dieser Jugend die Achtung vor ihrem Wagemut nicht versagen. Schließlich müssen sich die Älteren darüber klar werden, daß die Frühehe in vertretbaren Grenzen nichts anderes ist als eine logische und nicht wegdisputierbare Folge unserer von Grund auf veränderten sozialen Wirklichkeit.

Vorwürfe der Väter und Mütter nach dem Motto „Zu unserer Zeit“ gehen daher an den Problemen vorüber. Man darf nicht vergessen, daß der Neunzehnjährige von 1962 nicht mit dem Gleichaltrigen von 1912 verglichen werden kann. Oft findet sich ja heute bereits unter ganz jungen Leuten ein erstaunlicher Grad menschlicher Reife.

Anstelle der Klagen der älteren Generation sollte die praktische Hilfe treten. Wohnraumbeschaffung, Heiratsdarlehen, Kinderkrippen, Eheberatung, Mütterschulen und Brautpaarkurse sind Dinge, die ebensoviel Unheil verhüten wie guten Willen stärken können.

Neuer Standpunkt

Diese zielklaren jungen Paare, die sich verliebt in die Augen sehen und nicht verstehen, wieso sie schwierig sein sollen, machen die wenigsten Sorgen. Auf sie trifft die bereits übliche Gleichung: Frühehe = Frührscheidung nur dann zu, wenn durch besondere Umstände die materiellen Grundlagen zerbrechen.

Immer aber ist der Wurm im Gebäck, wenn einzig und allein der Zufall einer Schwangerschaft Ehestifter wird. Und hier nun ist es hohe Zeit, die Eltern darüber aufzuklären, daß ein außereheliches Kind zwar ein Unglück, keineswegs aber mehr eine nicht tragbare Schande bedeutet!

Eheberater, Richter, Psychologen und Theologen haben sich zu der Auffassung bekannt, daß es unter bestimmten Voraussetzungen sowohl für das Kind und seine Mutter als auch für die Allgemeinheit besser ist, auf eine Ehe zu verzichten, die nach aller menschlichen Voraussicht böse enden muß. In der Tat wird 1962 auch nicht viel mehr als jedes vierte uneheliche Kind (28 v. H.) durch Heirat legitimiert. Eine soeben erfolgte Untersuchung des Jugend- und Familienministers zu dem brennenden Thema muß gleichfalls feststellen, daß Frühehen, die nur eines Kindes halber geschlossen werden, die jungen Eheleute häufig zu Opfern an sich wohlgemeiner Entschlüsse machen. „Die junge Mutter sollte sich nicht mit einem Manne verbinden, der nicht fähig ist, auf die Dauer die Ehe mit ihr durchzuhalten. Sonst werden die letzten Dinge schlimmer als die ersten sein!“

Ein Lehrling rettete seinen Meister

Um ein stiller Held zu sein, braucht man keinen Krieg, schildert an Beispielen Waldemar Kelberg

Was „Helden“ sind und waren, das versucht eine finanzgepolsterte Industrie für Lesestoff seit Jahren unserer Jugend aufzuschwatzen. „Landesgeschichten“ in allen Schattierungen, Kriegserinnerungen unter den schamlosesten Titeln füllen Buchläden und Kioske. Und wo der modernen Verkehrsgestaltung oder gar dem Wohnungsbau ein altes „Heldendenkmal“ im Wege steht, da können sich heute bereits wieder die Stadtväter und Gemeinderäte auf den massiven Protest der Kriegervereine und Stammtischstrategen gefaßt machen. Man hat ja so schnell vergessen, was so oft hinter dem vermeintlichen „Heldentum“ der Kriege gestanden hat, die getöteten und gemordeten Zivilisten, die Tränen der Mütter gefallener junger Soldaten, die Feuersbrunst der Bomben und Granaten und der verblendete Ehrgeiz vaterländischer Patrioten. Jedes Kriegerheldendenkmal ist auf den Gebeinen unzähliger unschuldiger Menschen errichtet, sagte einmal Churchill, der den Krieg haßte und vor Selbstbezeichnungen nicht zurückschreckte. Männer wie Churchill haben das eingesehen, die Fabrikanten spannender Kriegsgeschichten und ihre nimmersatten Autoren offenbar nicht. Gibt es eigentlich nur im Krieg Helden? Nein! Nur wird den Helden ohne Krieg selten ein Denkmal gebaut, obwohl sie zum Unterschied zu ihren „Kollegen“ des Krieges Menschenleben bewahrten und nicht vernichteten, Werte erhielten und nicht zerstörten. Wir wollen den Soldaten im blinden Pflichterfüllen keinen Vorwurf machen, wir sind nur so vermessen zu behaupten, daß den stillen Helden außerhalb des Krieges ein größerer Ruhm gebührt. Wir griffen einmal mitten hinein in die Geschehnisse der letzten Monate und haben ein paar Beispiele zusammengetragen, die für sich sprechen.

Mit 16 Jahren

Bis zu seinem achtzehnten Geburtstag mußte der Elektrolehrling Martin Haag aus Ailringen bei Künzelsau warten, bis man seine mutige Tat offiziell anerkannte. Denn die amtlichen Bestimmungen verlangen, daß erst dann ein Bürger mit einer Lebensrettungsmedaille ausgezeichnet werden kann, wenn er achtzehn Jahre alt ist. Im März war es soweit, zwei Jahre lag die Tat zurück ... Damals war ein Heimattag gewesen. Der Meister des Lehrlings sollte mit Scheinwerfern die Kirche beleuchten. Beim Anschluß an das Ortsnetz rutschten die Steigseisen des Meisters am Mast aus, er griff auf der verzweifelten Suche nach einem Halt in die unter Strom stehende Leitung und konnte sich nicht mehr befreien. Der Meister war schon bewußtlos, als ihn der damals sechzehnjährige Lehrling unter Lebensgefahr mit der Isolierzange aus dieser Lage befreite. Der Lehrling war auf einer Leiter zum Meister emporgestiegen und die letzten Meter am Mast hochgeklettert. Der Meister kam mit einem Schock davon ...

Mit 13 Jahren

Vier Tage lang kämpfte die dreizehnjährige Ifeta Baschich in der Nähe von Belgrad gegen Kälte, Schnee und blutgierige Wölfe, um ihr

kleines Schwesterchen zu retten. Auf der Rückkehr von einem Einkauf wurden Mutter und die beiden Kinder von einem Schneesturm überrascht. Die Mutter blieb schließlich besinnungslos liegen. Die dreizehnjährige Ifeta nahm das Schwesterchen auf den Rücken und erreichte schließlich das rettende Haus. Aber der Vater hatte sich mit den anderen Kindern wegen des Unwetters bereits in ein Nachbardorf geflüchtet und wählte die anderen Mitglieder der Familie in Sicherheit. Drei Tage lang ernährte und wärmte Ifeta ihr Schwesterchen und begab sich jede Nacht zu ihrer toten Mutter, um mit Fackeln die Wölfe zu verschrecken. Als aber keine Hilfe kam, band sich Ifeta das Schwesterchen abermals auf den Rücken und gelangte schließlich nach einem langen Tagesmarsch, auf dem sie sich und das Schwesterchen nur mit Schneewasser ernährte, im rettenden Nachbardorf an ...

Flutkatastrophe

Einsatz ohne Rücksicht auf das eigene Leben, namenlose Hilfsbereitschaft und persönliche Opfer waren auch die Lichtblicke bei der großen Flutkatastrophe in Hamburg. Als Beispiel von vielen sei hier nur der sechsunddreißigjährige Bootsbauer Harry Sührcke genannt. Sührcke hatte ein gutes Einkommen, und sein Anwesen war nicht bedroht. Was brauchte ihn also die Katastrophe kümmern? Er war gerade von Düsseldorf zurückgekehrt, er hörte die Meldungen und - handelte. Er opferte dabei ein nagelneues Boot, das über fünfzehntausend Mark kostete und eigentlich schon verkauft war. Mit diesem Boot auf dem Autoanhänger und seinem dreiundzwanzigjährigen Gesellen Jörg Ackermann raste er zum Niedergeorgswerder Elbdeich. Dort waren schon überall die kleinen Häuschen überflutet, verzweifelte und frierende Menschen hatten die Hoffnung auf Rettung schon fast aufgegeben. Kreuz und quer fuhr der Bootsbauer mit dem teuren Boot durch das tückische Wasser, bis er selbst völlig erschöpft und das Boot durch drei schwere Lecks völlig aktionsunfähig geworden war. Vierundfünfzig Menschen, darunter drei Kinder, konnten Sührcke und Ackermann in pausenlosem Einsatz retten, denn das Boot faßte immer nur jeweils neun Menschen. Die Menschen, die die beiden unter dem Einsatz des eigenen Lebens retteten, waren schon so erschöpft, daß sie nicht einmal mehr winken konnten. Zweimal konnte Sührcke das Boot flicken, aber dann wäre es bald abgesoffen ... Mag es ein Zufall sein, daß zu dieser Zeit bei Kirchdorf junge Bundeswehrsoldaten neben einer Gruppe von Kriegsdienstverweigerern, die gerade von einer Veranstaltung gekommen waren, bis zur Brust im eiskalten Wasser standen und alte und gebrechliche Menschen aus den Häusern holten ...

Er fand den Tod

Der sechsundzwanzigjährige französische Pilot Leutnant Henri Lesaux aus Locquerec befand sich mit seiner Maschine, einer „Mystère IV“, gerade über der Stadt Metz, als ein Reaktor ausfiel. Es bestand Gefahr, daß das Flugzeug mitten über der Stadt abstürzte. Henri kämpfte nicht lange mit sich. Er verzichtete darauf, den Schleudersitz zu betätigen. Er flog mit der defekten Maschine zu einem Gleitflug an, um sie möglichst weit draußen außerhalb der Stadt zu landen. Er tat es, obwohl nur geringe Chancen bestanden, daß er mit der Maschine heil auf den Boden kam. Auf dem Manöverfeld von Chambièrre explodierte das Flugzeug, die Notlandung war mißlungen.

Der französische Pilot, der auf die Betätigung des Schleudersitzes verzichtet hatte, fand dabei den Tod. Er war verheiratet und ist Vater von drei Kindern. Er hatte nicht gewollt, daß die Kriegsmaschine im friedlichen Metz Unheil anrichtete und gab dafür sein Leben hin ...

Schreckensfahrt

Fünf Minuten dauerte die Schreckensfahrt des neunzehnjährigen englischen Soldaten James Crossland, als er mit seinem Lastkraftwagen und neuntausend Liter Flugbenzin mitten im Dorf Ovenstädt bei Minden an der Weser einen Zusammenstoß mit einem anderen Tankfahrzeug hatte. James Crossland stand plötzlich mit seinem gefährlichen Fahrzeug inmitten von brennendem Benzin, das aus dem anderen Fahrzeug ausgelaufen war. Die Reifen seines Fahrzeuges hatten schon Feuer gefangen, jeden Augenblick konnten seine neuntausend Liter Benzin in die Luft fliegen, und das mitten im Dorf vor der fünfhundert Jahre alten Kirche. Was dann geschah, schildern Augenzeugen so: „Der einundvierzigjährige Tankwart Herbert Gildner, Zeuge des Unfalls, stürzte mit einem Schaumlöschgerät auf die Wagen zu, löschte tollkühn die brennenden Reifen, während der neunzehnjährige Soldat und Fahrer wieder ins Führerhaus sprang und den Lastwagen anfuhr. Was in diesem Augenblick in dem jungen Menschen vor sich ging, kann er selbst nicht beschreiben. Aber als er wieder fuhr, drückte er wie automatisch aufs Gaspedal und raste durch die Straßen, eine Fackel, hell auflodernd, hinter sich herziehend. Entsetzt sprangen die Passanten zur Seite und sahen dem Benzinwagen nach. Dieser kam weit in einem menschenleeren Gebiet auf einem Acker zum Stehen. Wenige Sekunden später, nachdem der junge Soldat aus dem Führerhaus gesprungen war, explodierten die vierhundertfünfzig Benzinkanister auf der Ladefläche. Im Umkreis von mehr als hundert Metern flogen die Behälter herum.“ Die herabstürzenden Feuerwehrmänner und Polizeibeamten schüttelten dem jungen Engländer die Hand. „Das war ein Musterbeispiel für persönlichen Wagemut“, meinten sie übereinstimmend ...

Mut

Mut ist eine Sache des persönlichen Charakters. Es gibt auch außerhalb des Krieges umstrittene „Helden“. Kein „Held“ war beispielsweise der einunddreißigjährige Rennfahrer Innes Ireland, der sich nach seinem Rennsieg auf der Solitude bei Stuttgart aus Übermut mit Alkohol volllaufen ließ und um Mitternacht im Hotel randalierte, zur Pistole griff, herumschoß und den Hotelier bedrohte. Es ist auch eine Frage, ob man den Boxweltmeister Patterson als „Held“ feiern soll, wenn er für die beachtliche Gewinnsumme von neunhundertzwölf-tausend Dollar in den Ring stieg.

Strafeinheit

Auch der echte Held im Sport zeigt Charakter, weiß sich zu benehmen und fragt nicht nach Geld. In jedem Krieg gibt es auch zahlreiche „Helden“, die bei ihrem Draufgängertum mehr an die lockenden Orden und Beförderungen denken als an vermeintliche ethische Ziele, sofern von solchen bei unseren Kriegen überhaupt gesprochen werden kann. Die Geschichte des vergangenen Krieges schrieb ein recht eigenartiges Kapitel, von dem allerdings

heute nicht mehr oft gesprochen wird. In der Gegend von Köln war eine Strafeinheit der ehemaligen Wehrmacht stationiert. Zu dieser Strafeinheit gehörten hauptsächlich Soldaten, die an der Front wegen „defaitistischen Verhaltens“ und „fahnenflüchtlicher Tendenzen“ aufgefallen waren. Bei einem großen Bombenangriff wurde diese Strafeinheit zur Rettung eingesetzt, noch während die Bomberflugzeuge über der Stadt waren. Ein Pfarrrat berichtete darüber, daß er selten Menschen gesehen habe, die sich so selbstlos bei der Rettung von Frauen und Kindern eingesetzt hätten. Sie seien manchmal selbst wie lebende Fackeln aus den brennenden Häusern gekommen, mit ohnmächtigen Menschen auf den Armen, sie seien noch in Behausungen hineingesprungen, bei denen das Dach jeden Augenblick hätte zusammenstürzen können. Einer dieser Soldaten, der aus „Feigheit vor dem Feind“ bis zur Aburteilung vor einem Kriegsgericht zu dieser Strafeinheit versetzt worden sei, habe über fünfzig Menschen auf einem Heim gerettet und sei dann schließlich später an den erlittenen Brandverletzungen gestorben. Von Feigheit habe man nichts gemerkt, zumal nicht einmal pistolenbewaffnete Vorgesetzte als Antreiber dahinter gestanden hätten ...

Unterschiede

„Mit einem großen Sprung hatte der große blonde Leutnant wie eine Tigerkatze das Haus erreicht, er duckte sich kurz, um aber gleich wieder aufrecht die Tür einzudrücken. Mit zwei Handgranaten fedte er alles weg, was in dem Raum war, der Rest kam geduckt, mit feigen Blicken, scheu und zitternd heraus, die Hände über den Köpfen erhoben. Lässig schob der Leutnant seine Maschinenpistole auf den Rücken und winkte sie heran. An seinem Hals glitzerte das Ritterkreuz, das Gesicht war braun gebrannt, und seine Fäuste waren erbarmungslos ...“ So zu lesen in einem der „Landesgeschichten“, gedruckt im Jahre 1960.

Wie schrieb dagegen Erich Maria Remarque in seinem Buch „Im Westen nichts Neues“: „Ich spreche und muß sprechen. So rede ich ihn an und sage es ihm. Kamerad, ich wollte dich nicht töten. Sprängst du noch einmal hier hinein, ich täte es nicht, wenn auch du vernünftig wärest. Aber du warst mir vorher nur ein Gedanke, eine Kombination, die in meinem Gehirn lebte und einen Entschluß hervorrief - diese Kombination habe ich erstochen. Jetzt sehe ich erst, daß du ein Mensch bist wie ich. Ich habe gedacht an deine Handgranaten, an dein Bajonett und deine Waffen - jetzt sehe ich deine Frau und dein Gesicht und das Gemeinsame. Vergib mir, Kamerad! Wir sehen es immer zu spät ...“ Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Schilderungen aus Kriegserlebnissen.

Keine Denkmale

Die Helden ohne Krieg kennen keine Kompromisse, sie wollen ausschließlich helfen, retten, erhalten, aus reiner Menschlichkeit, ohne Rücksicht auf Rasse, Geschlecht oder Nationalität. Allerdings läßt sich mit diesen Helden nur selten zweckbedingte Politik machen. Darum werden für sie nur in seltensten Fällen Denkmäler gebaut; denn wie könnte man aus solchen Denkmälern Kapital schlagen, neue Parolen entzünden? Die Helden ohne Krieg sind auch nicht böse, wenn die Bürokratie glaubt, sie seien erst nach dem achtzehnten Lebensjahr reif genug dafür, um vielleicht eine Rettungsmedaille zu erhalten.

Gefangener der Krokodile

Von John Sidney

Eines Nachmittags fischte Mudungwe in einem Fluß in Südrhodesien, als ein riesiges Krokodil sich aus dem Wasser hob und ihn am Schenkel packte. Im Nu hatte das Ungeheuer den Neger in tiefes Wasser gezerrt. In einem verzweifelten Versuch, das Krokodil zu zwingen, seinen Griff zu lockern, trieb Mudungwe ihm seine Daumen in die Augen, und seine Gefährten sprangen tapfer ins Wasser, um ihm zu helfen.

Noch immer um sein Leben kämpfend, wurde Mudungwe unter Wasser gezogen und verschwand. Nur zu bald füllten sich seine Lungen mit Wasser und er verlor das Bewußtsein. Das Krokodil schleppte Mudungwe in seine Höhle unter dem Ufer.

Das wäre normalerweise das Ende aller dieser nur zu bekannten Geschichten aus Afrika, Indien und anderen tropischen Ländern. Aber einige Zeit hernach kam Mudungwe wieder zum Bewußtsein und merkte, daß er atmen konnte. Er war in einem dunklen Bau, mit dem Kopf über Wasser, das seinen Körper umspülte. Er war allein. Das Riesenkrokodil war auf einen neuen Beutezug ausgezogen, konnte aber jeden Augenblick mit mehr Fleisch für seine Vorratskammer zurückkehren. Die spitzen Zähne des Krokodils sind zum Kauen nicht sehr geeignet, also wartet es, wenn es nicht ausgehungert ist, bis sein Mahl verwert. Mudungwe war vom Blutverlust so geschwächt, daß ihm klar wurde, er werde den Wassertunnel, der zur Höhle führte, nicht durchschwimmen können. Sicherlich würde er hier sterben, entweder von den Kiefern des Krokodils zermalmt oder vor Hunger.

Verzweifelt ließ der verstümmelte Neger seine Augen zur dunklen Decke seines unterirdischen Gefängnisses wandern. Plötzlich erfaßte Mudungwe eine wilde Hoffnung. Über seinem Hauptsah er Wurzeln mehrerer Büsche. Vielleicht würden, wenn er die Wurzeln schüttelte, die Büsche sich bewegen! Vielleicht würden seine Freunde es merken! Der Schwarze richtete sich mühsam auf und rüttelte an den Wurzeln. Und das Wunder geschah! Seine Gefährten sahen, daß die Zweige sich bewegten, und gruben hastig den Busch aus. So retteten sie Mudungwe!

Nie zuvor war jemand auf so außerordentliche Weise diesem gefürchteten Menschenfresser der tropischen Seen und Flüsse entkommen,

der mehr Tiere und Menschen tötet als alle Löwen und Tiger zusammen. Seine Beute an Menschenopfern rund um den Äquator zählt wohl Zehntausende. Und das Krokodil scheint Frauen den Vorzug zu geben! Es tötet zehn Frauen auf je einen Mann; Fachleute glauben, es ziehe den Geschmack des Fleisches von Frauen dem der mageren Männer vor. Wie dem auch sei, es besteht kein Zweifel, daß ein Krokodil, das einmal Menschenfleisch gekostet hat, dieses jedem anderen vorzieht. Im Magen eines Ungeheuers, das in einem Nebenfluß des Limpopo-Stroms geschossen wurde, fand man einige Dutzend Hals- und Armbänder und eine Börse mit zweiundzwanzig Goldstücken. Das Krokodil wird bis zu 250 Jahren alt und bis zu neun oder gar zehn Metern lang. Es wird mit jedem Dschungeltier fertig, ausgenommen vielleicht dem Elefanten. Eines wurde beobachtet, das ein trinkendes Rhinoceros von drei Tonnen Gewicht packte und nach wildem Kampf ins Wasser zerrte. Dabei ist ein zorniges Rhinoceros kein übler Kämpfer; von einem weiß man, das es einen Lkw von vier Tonnen angriff und umwarf.

Große Tiere packt das Krokodil mit seinen furchtbaren Zähnen, zerrt sie ins Wasser und ertränkt sie. Kleinere kann es mit einem einzigen peitschenartigen Hieb seines starken Schwanzes ins Wasser fegen. Überall in den Tropen wird das Krokodil gehaßt und gefürchtet. Man bekämpft es durch Vergiften (keine sehr wirksame Methode), Beködern von Haiengeln mit verwesendem Fleisch, durch Fallenstellen und Jagen. Jagd auf Krokodile ist wahrscheinlich die wirksamste Bekämpfungsmethode, doch gehören gute Schützen dazu. Das Krokodil hat nur zwei wunde Punkte. Der eine ist das zwischen den Augen sitzende, nur etwa fünf Zentimeter große Gehirn. Ein Schuß durch ein Auge macht dem Krokodil ein Ende. Der andere Schuß, durch die Schulter und in die Lungen, ist nicht so wirksam. Aber wenn es an Land getroffen wird, kann der Schuß es verhindern, das Wasser zu erreichen.

Jäger, die auf Krokodilhäute aus sind, haben ein anderes Problem. Wenn sie ein Krokodil im Wasser töten, sinkt es auf den Boden des Flusses, und kommt erst wieder an die Oberfläche, wenn nach einigen Tagen die Verwesungsgase seinen Körper auftreiben. Infolgedessen

jagt man Krokodile aus größtmöglicher Nähe von einem Ruderboot aus. Im gleichen Augenblick, in welchem der Jäger schießt, schleudert sein Gehilfe eine Harpune mit daran befestigtem Seil nach dem Krokodil. Es ist ein gewagtes Spiel, wenn der Schuß die Bestie nur verwundet, denn ein 2000 Kilogramm schweres, zuckendes, sich hin und her windendes, schnappendes Krokodil gebunden zu sein, ist alles andere als ein Vergnügen.

In einem Fluß in Nigeria bereitete ein einziges waidwund geschossenes Krokodil zwei weißen Jägern und drei eingeborenen Boys ein Ende, die in einem flachbödigen Boot auf die Jagd ausgezogen waren. Ein Hieb seines Schwanzes fegte alle fünf ins Wasser und brachte das Boot zum Kippen. Zwei von den Insassen war wahrscheinlich die Wirbelsäule gebrochen worden – sie gingen unter wie Mühlsteine, ohne je wieder aufzutauchen. Ein Weißer und zwei Eingeborene tauchten wieder auf und schwammen auf das Ufer zu, das ungefähr 100 Meter entfernt war. Ein anderes Boot kam ihnen entgegen – durch Wasser, aus dem jede Sekunde die stumpfen Schnauzen lauender Krokodile auftauchten. Ehe das Boot die Entfernung zurückgelegt hatte, waren, einer nach dem anderen, die drei Schwimmer, vor Todesangst schreiend, in sich blutrot färbenden Wasser untergegangen.

Es ist ein gefährlicher, aber nichtsdestoweniger anziehender Beruf. Die Haut eines durchschnittlich großen Krokodils bringt 50 Franken ein. Zwei Jäger, die als Team arbeiteten, verdienen in den tropischen Gewässern Australiens in wenigen Monaten den Gegenwert von 50000 Franken (ungefähr ebensoviel in DM). Trotz seines winzigen Gehirns kennt das Krokodil sehr genau den Unterschied zwischen einem Mann mit Gewehr und einem ohne. Ein Krokodiljäger in Indien hatte sich vorgenommen, eine Bestie zu schießen, die das Vieh der Bauern riß, wenn es in die Schwemme sich suhlen kam. Die unbewaffneten Eingeborenen konnten am Ufer entlang gehen, und das Krokodil schwamm, einen Steinwurf weit, träge herum, ohne sie zu beachten. Kaum aber erschien der Jäger mit dem Gewehr, so war es auch schon untergetaucht. Um die Bestie zu überrumpeln, grub der Jäger eine Grube ins Ufer, in der Nähe der Stelle, wo es sich gewöhnlich zu sonnen pflegte.

Eines Morgens kroch er, wie er glaubte, vom Krokodil unbeobachtet, in die Grube und wartete. Nach etwa einer Stunde geduldigen Wartens erblickte er ein kleines Krokodil, welches zu schießen ihm die Mühe nicht wert schien. Er wartete also weiter und hielt Ausschau. Nach einigen Minuten ging es wie ein Erdbeben durch den Sand, und als der Jäger sich umwandte, sah er sich dem großen Krokodil gegenüber, das eben im Begriff war, sich auf ihn zu stürzen. Während der Mann gedacht hatte, er jage das Krokodil, hatte das Ungeheuer ihn belauert. Das Riesenreptil fegte mit seinem Schwanz über die Grube, und der Mann hatte gerade noch Zeit, sich in seinem Loch zu ducken. Dann sprang er schnell auf und feuerte zwei Schüsse in die Schultern des Krokodils – er konnte nicht zwischen die Augen schießen, weil er dazu zu tief stand. Beide Schüsse saßen. Ungeachtet der schnappenden Kiefer des Krokodils, das kaum zwei Meter von ihm entfernt war, und des peitschenden Schwanzes, riskierte der Jäger, der nun aus der Grube gesprungen war, zwei weitere Schüsse, und diesmal saßen sie im Hirn und bereiteten dem Leben der Bestie ein Ende.

Die geheimnisvollste Begegnung mit einem Krokodil hatte ein Neger in Südrhodesien. Er fischte im Schaschifluß und trug dabei seinen kostbarsten Besitz, eine alte Soldatenjacke mit blanken Messingknöpfen, als ein Krokodil seinen rechten Arm packte. Mit der linken Hand trieb er ein Messer nacheinander in beide Augen des Krokodils, das seine menschliche Beute fahren ließ. Aber der Eingeborene hatte seinen rechten Arm verloren. – Ein Jahr später fischte er an derselben Stelle und wurde wieder von einem Krokodil gefaßt. Zwar gelang es ihm, sich freizumachen, doch verlor er seinen linken Arm. Der Afrikaner konnte nicht mehr fischen und wurde zu einem Sonderling. Er weigerte sich zu essen oder mit jemand zu sprechen und murmelte nur vor sich hin: „Das Krokodil ruft mich.“ Eines Tages lief er zu der unheilvollen Stelle am Ufer und sprang in den Fluß. Ein Krokodil packte ihn. Einige Zeit später wurde ein Krokodil von einem Polizisten erschossen. In seinem Magen fand man Armbänder und einige Messingknöpfe. Dieses Krokodil war blind!

(Aus dem Englischen von Joseph Kalmer)

Rom auf den ersten Blick

Von Heinrich Böll

Was der erste Blick bedeutet, ist abhängig vom letzten; und ich habe den letzten Blick auf Rom noch nicht getan; unzählige erste Blicke: plötzlich von der Via Trionfale aus, unter uns in der Sonne diese riesige Stadt, deren Grundfarbe gelb zu sein scheint – das gelbe Rom über seine Hügel gebreitet; ein erster Blick. An endlos langen Mauern vorbei, die Kühle versprechen und Reichtum verbergen, Gärten und Palazzi, Palazzi und Gärten: ein erster Blick auf das reiche Rom, dessen reiche Jugend grausam und rücksichtslos in erlesenen Autos umherjagt – das reiche Rom – und das arme in Mietskasernen, wo die Wohnungen kaum geräumiger sind als ein Auto; das Rom der Katzen, die aus zweitausendjährigen Geschlechtern zu stammen scheinen: in den Ruinen des Forums, in den Mauern des Kolosseums; das Rom der Liebespaare, die in dieser Stadt so viele Schlupfwinkel haben wie in keiner Stadt der Welt. Das Rom, das ich aus meinen Lateinbüchern kannte: es gibt den tarpejischen Felsen also wirklich, gibt wirklich das Kapitol und die Via Appia, und die römischen Kaiser haben ihre Namen in Gebirgen von Ruinen Dauer verliehen: Carcallaund, Nero. Das Rom der reichen Kirche: diese kalten Prachtkassettendecken, diese riesigen

Marmorengel, die Weihwasserbecken von der Größe von Badewannen halten, das Wappen des Heiligen Stuhls an so vielen Portalen, die Eingänge zu fast unermeßlich großen Gärten mit unermeßlich kostbaren Palästen sind – und die Bettelmönche in schmutzigen Kutten, die mit Sammelbüchsen von Café zu Café gehen, alles die eine, dieselbe Kirche; lauter erste Blicke auf irgend etwas, das römisch, nur römisch ist; Rom ist die Heimat eines der mißverständlichsten Eigenschaftswörter, und alles, was man mit einem ersten Blick dort sieht, ist römisch; die Kellner sind's und die Kinder, die Kirche ist es und die Ruinen des Imperialen Rom; das Denkmal Viktor Emanuel und Franziska Romana, die heilige Römerin, Schwester unzähliger Römerinnen.

Bei vielem wird der erste Blick auch der letzte sein: beim scheinbar Zufälligen; dem Kellner, der uns in einer Trattoria vor Rom den Weg zu unserer Pension erklärte: Er ging dreimal den weiten Weg vom äußersten Ende der Terrasse ins Innere des Hauses. Das erste Mal, um eine Karte, das zweite Mal, um einen Bleistift und dann lächelnd das dritte Mal, um seine Brille zu holen – und ich wußte sofort, daß ein Trinkgeld ihn sehr tief verletzt hätte. Der Installateurlehrling, der in einem Friseursalon den

Glaskasten fallenließ, den er mit seinem Meister in die Wand einmontieren sollte. Flaschen und Tuben zerschellten, der Kasten zerplitterte, Parfüms und Haarwasser flossen über den Boden, und ich hatte Angst vor dem Donnerwetter, das über den weinenden Jungen jetzt hereinbrechen würde. Aber der Meister blieb ganz still, er sagte irgend etwas, etwas, das „So was kann ja passieren“ heißen mochte und fing an, den Jungen zu trösten, der schluchzend in der Ecke stand, während die Friseure seelenruhig weiter einseiften, weiter mit ihren Scheren schnippelten und eine Frau mit Besen und Feger die Reste zusammenfegte, ihren Putzlappen mit kostbaren Flüssigkeiten trankte. Ein erster Blick auf Rom.

Die scheinbare Regellosigkeit der Autofahrer, die den ungeschriebenen mehr als den geschriebenen Gesetzen gehorchen, überraschend in einer Stadt, die die Heimat der Lex ist, daß schlafende Katzen und spielende Kinder das Recht brechen, auf das man niemals „pochen“ könnte, wenn man rechtens Katzenschlaf und Kinderspiel störte oder „verkehrs-widrig sich verhaltenden Frauen“ Belehrungen erteilen möchte; die römische Straße ist zwar den Autos freigegeben, aber sie gehört ihnen

nicht, noch nicht; der „Ritter am Steuer“, dieses puritanische Ekel, ist ja nur Ritter, weil er gnädig auf sein Recht verzichtet – für einen Augenblick. Verkehrswidrig – auf den ersten Blick – scheinen in Rom die Autos zu sein, nicht, weil sie die Regeln brechen, sondern weil sie ihrem Wesen nach brutal und asozial sind; kein Wunder, daß es in Rom viel mehr Polizisten als Ampeln gibt: das Recht ist noch nicht automatisiert.

Erste Eindrücke bei ersten Blicken; die Vielfalt der Nonnen, so vielfältig fast wie die Anzahl der Schmetterlingsrassen. Auf dem Platz vor Sankt Peter flattern sie hin und her, mit schlichten und üppigen Hauben, mit bunten und farblosen Schleiern und ohne einen solchen; manche sehen aus wie mittelalterliche Matronen, andere wie spanische Senoritas, sardinische Bäuerinnen und die modernen mit Baskenmütze und weißen Blusen fast wie Schwestern, mit denen man auf Fahrt gehen könnte; und innerhalb der einzelnen Nonnenrassen die Variation der Hautfarben: gelb, weiß, schwarz und kupfern wie Winnetou.

Alles erste Blicke am ersten Tag; mit jedem Blick etwas Römisches – und wieviel Blicke tut ein Auge täglich?

Besprochen von Hans Plück

Die 3 Wahrheiten Europa-Filmverleih

Da ist sie wieder, die filmisch allzu strapazierte Dreiecksgeschichte, Schrecken aller Berufskino-Gänger und erklärter Liebling der Filmtheaterbesitzer, die bei derlei Aufbereitungen erfahrungsgemäß mit vollen Kassen rechnen dürfen.

François Villiers heißt der mehr raffinierte als begabte Spielleiter dieser neuen Variante, der unter Vorspiegelung psychologischer und moralkritischer Ambitionen eine 1½stündige, für französische Begriffe nicht mehr als mittelmäßige Unterhaltungsshow abziehen läßt, über die er dann streckenweise gar die geistige Kontrolle verliert. Laurent, Renée und Danielle, der junge Zyniker, die alternde Schöne und ihre anmutige Tochter leben unter einem Dach. Laurent, mit Danielle verheiratet, hätte gern etwas mit Mama, doch diese, wenn auch nicht abgeneigt, zeigt sich unentschlossen. Es kommt zu bedenklichen Auftritten, und eines Tages setzt ein Pistolenschuß Danielles Leben jäh ein Ende. Wer ist schuldig an ihrem Tod?

„Die Lösung des Geheimnisses zeigt mehrere Möglichkeiten. Und der Zuschauer wird mit den verschiedenen Versionen des Schicksalsablaufes konfrontiert, wie sie sich den drei betroffenen Menschen aus ihrem persönlichen Blickwinkel darboten. So erkennt er den Anteil der Schuld und Verantwortlichkeit, den jeder der drei an der Katastrophe trägt: drei Wahrheiten gibt es – drei Schuldige!“

Soweit – geringfügig gekürzt – das Programmheft.

Nun, Michèle Morgan spielt Michèle Morgan, Jean-Claude Brialy ist Jean-Claude Brialy, und daß es hier um einen Film mit menschlichem und künstlerischem Anliegen gehen sollte, vermerkt der Betrachter nur am Rande. Wie soll er auch, beherrschen doch statt Thema Klischee, statt glaubwürdiger Dialoge bedenklich platte Zynismen und nihilistisches Wortgeplänkel und statt der den Franzosen ureigenen subtilen, hintergründig funkelnden Ironie zu direkte und einfalllose Nichtsnutzigkeiten die Szene.

Schade um die begabte Catherine Spaak, die hier ein wenig deplaciert wirkt. Man darf in dankbareren Rollen einiges von ihr erwarten. Wir lesen heute allenthalben, Frankreichs Neue Welle sei verebbt. Wie denn: Sollte das, was übrigbleibt, nur unliebsames Strandgut sein?

Klarer Himmel

Rußlands Filmköche – dafür wird sich nicht nur der Fachmann gern verbürgen – beherrschen ihr Metier in allen Sparten virtuos und meisterhaft. Als neuer Beweis sei hier ein von östlicher und westlicher Kritik gleichermaßen hochprämiertes Film angeführt, der durch saubere, gediegene Machart und überzeugendes thematisches Bemühen einen jeden von uns bestechen muß.

Daß der Streifen, eigentlich als filmische Bewältigung unbewältigter Vergangenheit gedacht, weit über sein gestecktes Ziel hinauschießt, daß er mit großer psychologischer und poetischer Einfühlsamkeit das Gleichnis einer über Jahre der Trennung unvermindert andauernden Liebe zweier junger Menschen stellt, wie es eindringlicher kaum gestaltet werden kann, verdanken wir neben dem bewundernswerten Regisseur Grigori Tschuchrai der sehr wandlungsfähigen Hauptdarstellerin Nina Dobryscha.

Jede Szene des Films hat eine fast körperliche spürbare Dichte. Die Bilder weisen in Motiv und Farbkomposition hohen künstlerischen Eigenwert auf.

Klarer Himmel: ein kritisches Werk aus der antistalinistischen über die stalinistische Ära und weit mehr, ein schlichter, ein großer Film.

Kleine Filmkrisologie

Der deutsche Film, heißt's, steckt in einer Krise, man kommt ihr nicht so ohne weiteres bei.

Doch weiß der kluge Produzent genau, wie diese zu lösen ist – und löst sie eins, zwei, drei.

Als Kenner bundesdeutscher Konjunkturen ist eins ihm klar: Sex geht heut wie noch nie!

Talent ist schnuppe, wichtig sind Konturen. Das Dekolleté ersetzt ihm das Genie.

Von neuen Wellen schreiben die Gazetten.

Der Leser gibt sich kulturell entzückt – und sitzt hernach, den deutschen Film zu retten, wo man ihn froh der Wirklichkeit entückt.

Der Wiegegang des Stars läßt ihn erschauern.

Wenn er geschickt verworfnen Blick markiert, sieht er dahinter unbekannte Laster lauern und fühlt im Kinosessel sich schon halb verführt.

Er schwitzt vor Glück, wenn oben dünnbekleidet das Traumgirl über Breitwandcouches robbt, (wobei es nicht die ältesten Tricks vermeidet!), bis es zunächst die Selbstkontrolle stoppt.

Doch ist das Geld deshalb nicht rausgeschmissen.

Gleich geht es munter und von neuem los. Von wilder Leidenschaft sieht man sie hingerissen zu einem Kuß – bildfüllend, riesengroß!

Der Atem stockt, dieweil sie langsam auszieht, was Stück für Stück uns die Besinnung raubt.

Man starrt verzückt, weil es verdammt so aussieht als käm gleich was. – Doch das ist nicht erlaubt.

Wer Böll verfilmt – und das aus freien Stücken! –, der Filmkunst einen neuen Weg entdeckt, ist selbst dran schuld, wenn er mit solchen Zicken bis an die Nase in der Krise steckt.

Der Tüchtige kassiert sex-fachen Zaster. Da strömt auch wer sonst fernsieht kassenwärts.

Mit dem Ragout aus Liebe, Leid und Laster trifft er noch immer in des Kinogängers Herz.

Gerd Angermann

Neue Möglichkeiten

Neue filmische Betätigungsmöglichkeiten bieten die jungen afrikanischen Nationalstaaten französischen Regisseuren.

So beauftragte die Regierung der Elfenbeinküste jüngst den Regisseur Maurice Cloche, nach dem Drehbuch des eingeborenen Dichters Pierre du Pey den Film „Adou, der schwarze Prometheus“ zu drehen. Darsteller werden ausschließlich dunkelhäutige Menschen sein.

Wie einst zu Schildas Zeiten

Der Regisseur des in Cannes vorgeführten Films „Die Liebenden von Teruel“ erhielt vom Alkaden eben jenes westspanischen Städtchens seinen Brief, worin ihm unmißverständlich erklärt wurde, daß es in Teruel keine „Liebenden“, sondern nur gesetzlich legitimierte Verbindungen gebe.

Ungewohnte Arbeit

„Lieber die ganze Nacht Zentnersäcke schleppen als nochmal filmen!“, beteuerte, wie verbürgt, ein Hamburger Schauermann, der in einer Szene des Films „Die Eingeschlossenen von Altona“ als Statist mitwirkte. Die Szene, in der er den Hauptdarsteller Maximilian Schell um Feuer für eine Zigarette bitten muß, und die im Film später nur 20 Sekunden dauern wird, wurde über 3 Stunden geprobt. Der gute Mann mußte Max rund 30mal um Feuer bitten. Und das schien ihm denn doch reichlich übertrieben.

Ausgefallenes Projekt

Ein junger französischer Regisseur, Jean Schmidt, will mit den falschen Vorstellungen über das Volk der Zigeuner filmisch abrechnen.

Vor 6 Jahren wurde er in seiner damaligen Tätigkeit als Fotoreporter beauftragt, einen Bildbericht über das Leben der Außenseiter der Gesellschaft in den Barackensiedlungen am Rande der großen französischen Städte zu verfassen. Er kam mit den Zigeunern in engeren Kontakt und war so beeindruckt, daß er seit dieser Zeit mit ihnen zusammenlebte, um ihre Mentalität zu studieren.

In seinem Film „Männertribunal“ will Schmidt zeigen, wie Stammesälteste der Zigeuner über die Einhaltung uralter, ungeschriebener Gesetze wachen. Mit einer einzigen Ausnahme sind sämtliche Darsteller waschechte Zigeuner.

Plus fürs Fernsehen

Drei der größten französischen Filmfirmen, Franco London, Pathé und Gaumont, haben ihre Produktion umgestellt. Sie wollen, wie jetzt verlautete, nur noch Filme fürs Fernsehen herstellen.

Monatsbester

Als bestes Werk des Monats empfahl die Evangelische Filmgilde im Mai die Verfilmung von Priestleys sozialkritischem Bühnenstück „Ein Inspektor kommt“. In der Begründung wird angegeben, der Streifen bemühe sich, die Verantwortlichkeit der Menschen füreinander zu verdeutlichen und fordere zur Gewissenseinkehr auf.

Pointe

Billy Wilder: „Man kann es den amerikanischen Indianern nicht verdenken, daß sie böse sind, denn es sind schließlich die einzigen, die einen Krieg gegen die Amerikaner verloren haben, ohne daran zu verdienen!“

Neuer Erwin-Leiser-Film

Erwin Leiser, der durch seinen Hitler-Film „Mein Kampf“ sehr bekannt geworden ist, will einen neuen Streifen drehen, der den Titel „Hiroshima ist überall“ trägt.

Es handelt sich hierbei um eine Dokumentation über die Situation des Menschen im Atomzeitalter.

H. P.

Niese glücklich, Victoria

Hände frei für das Ferienbild

Durch die gespenstische Stadt von Pompeji treiben Herden von Touristen wie tote Schafe; im Dunst des Sommertages schläft der Vesuv. „Folgen Sie mir, meine Herrschaften – this way, ladies and gentlemen“ – ein Strudel, ein Wirbel im Staub, und alles ist wieder still.

Eine Eidechse huscht über die Via Abbondanza – die Straße des Überflusses, wo in den Boutiquen alle Herrlichkeiten der Welt zum Kauf bereitlagen. Weiter oben ist der Gasthof zum Elefanten. Der Hotelführer würde ihn als bescheiden bezeichnen, denn er verfügt nur über drei Betten für seine Gäste. Wer besser wohnen wollte, quartierte sich schräg vis-à-vis ein, denn dort steht ein gutes Hotel, weitläufig mit geräumigen Zimmern rund um den Garten. Die Straßen laufen gerade mit solidem, altem Pflaster. Manchmal steht an der Straßenkreuzung ein Brunnen. Verschmitzt grinst uns das steinerne Gesicht zu, als wüßte es, daß aus seinem Mund längst kein Wasser mehr fließt. In der nächsten Straße liegt das Haus des Dichters. Ein Akanthus blüht dort, wo ein Mann seine Verse schrieb. Nicht weit davon ist eine Bäckerei. Aber die Backstuben sind verlassen, und nur die Sonne wärmt die Backöfen.

Alles gibt es in der Stadt, den Arzt, den Weber, den Färber und den Schuster. Selbst die Zauberin hat ihr Haus, wo die Pompejaner sich magische Hilfe, Orakelsprüche und Liebespillen beschafften und dafür Hühner und Zicklein den Göttern opferten. Ja, alles gibt es in der gespenstischen Stadt; Theater und Tempel, Wäschereien und Bäder – sogar Verkehrssperren fehlen nicht. Travertinblöcke, 2000 Jahre vor uns in das Pflaster gerammt, sperren den Zugang für Wagen zum Forum.

Aber nicht nur Verkehrssperren und Brunnen machen Pompeji zur modernen Stadt. Treten wir als ungebetene Gäste in die Häuser, überrascht uns eine gewisse modische Einförmigkeit. Überall sieht es verblüffend ähnlich aus. Ocker und Kirschrot an den Wänden gehörten zur Standardeleganz. „Ladies and gentlemen, beachten Sie das pompejanische Rot an der Wand – hier sehen Sie Venus und ...“.

„Komm, Hans-Peter! Wir haben genug von diesen abscheulichen Bildern an der Wand gesehen.“

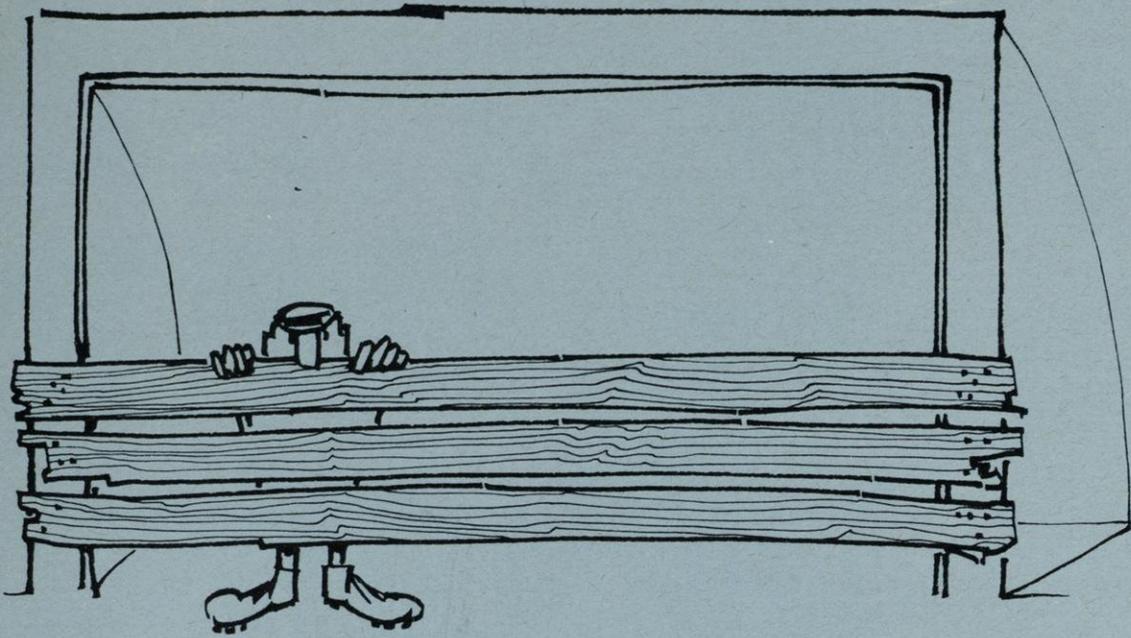
Die Herde mit ihrem Hirten ist weitergetrieben. Eine Eidechse huscht über die Straße ins bröckelnde Gestein. War es hier, wo einer an die Mauer kritzelte: „Figulus ist in Idaia verliebt“? Vielleicht war es dies und vielleicht etwas anderes. Die Pompejaner betrieben das Kritzeln mit solcher Leidenschaft, daß keine Mauer vor ihnen sicher war. Viele der Inschriften an der Wand muten an wie Postkartengrüße, viele sind Liebesbotschaften wie diese: „Cornelia Helena wird von Rufus geliebt“. Wenn einer schreibt: „Modestus war hier mit Albana“, denkt man an die eingeritzten Herzen auf Ruhebänken, wo Liebende ihre Namen vereinigten.

Aber auch die traurigen Worte des Abschieds wurden der Mauer anvertraut. „Leb wohl, meine Sava, und bewahre mir immer deine Liebe“, „Leb wohl und niese glücklich, Victoria, wo immer du bist“. 79 brach der Vesuv aus und begrub die Stadt unter Lava und Asche. War Victoria vorher zurückgekehrt, oder nieste sie unbeschadet in Rom?

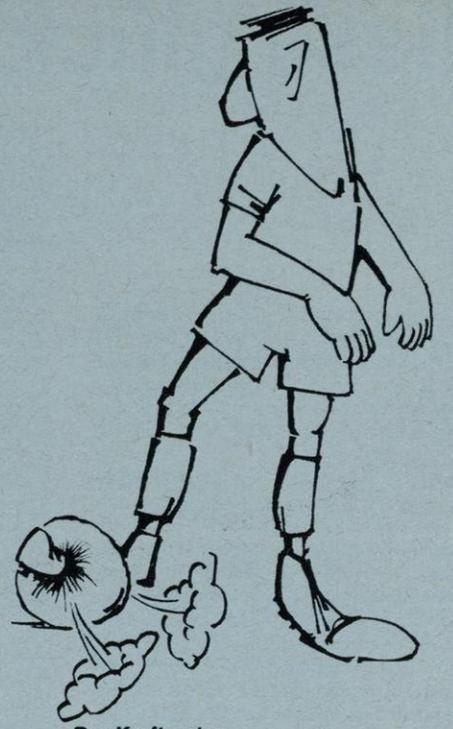
Li Gebert

Foto: Thomas Höpker





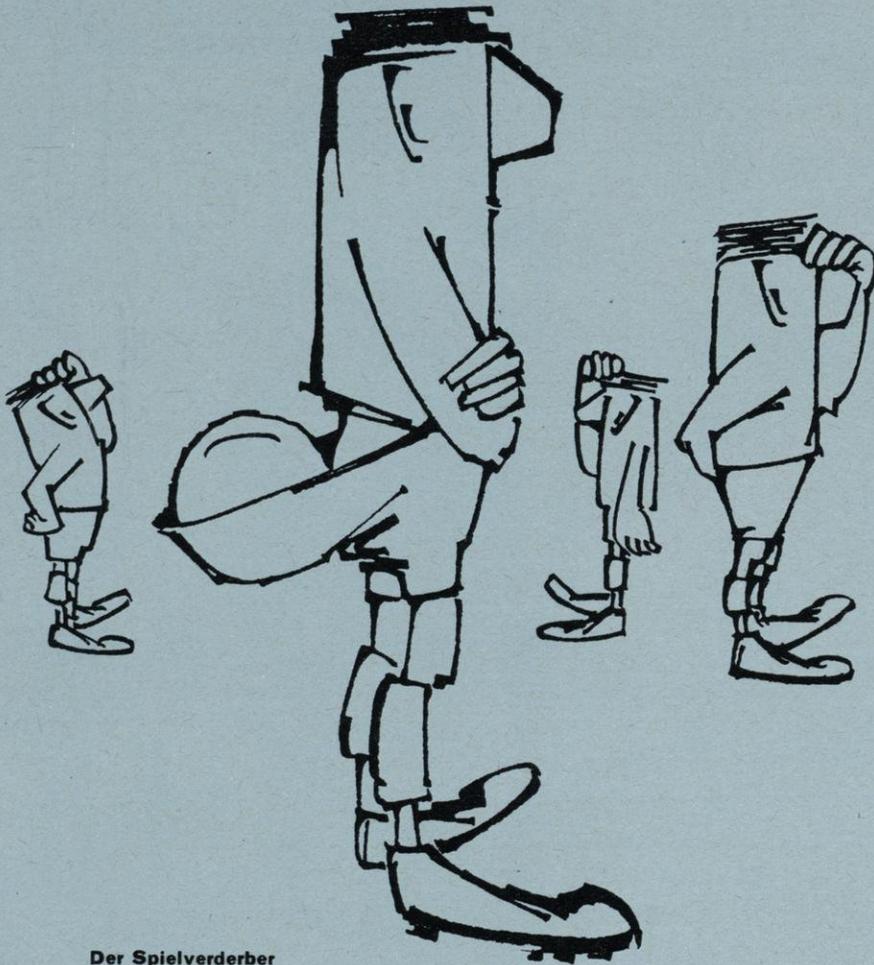
Der Ängstliche



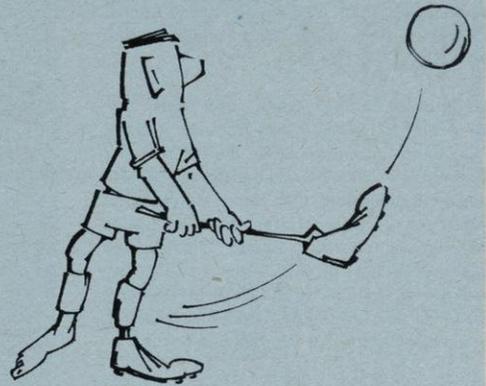
Der Kraftprotz

Bericht aus Chile

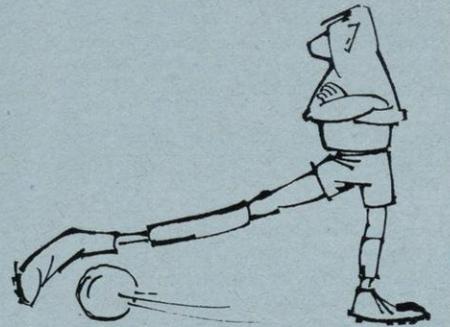
Von Johannes Pohl



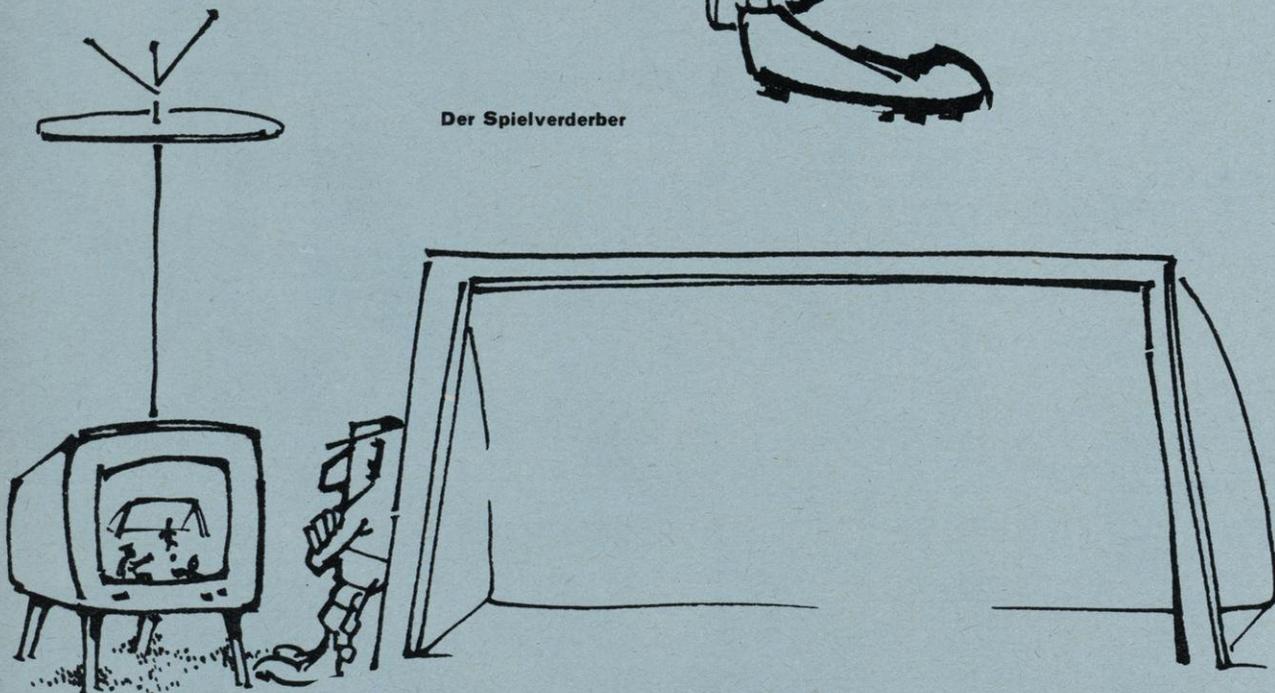
Der Spielverderber



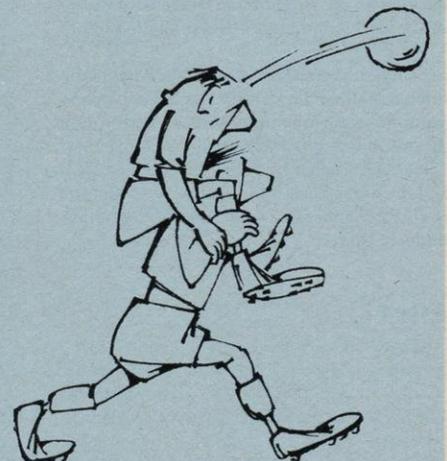
Der Umständliche



Der Trickspieler



Der Kurzsichtige



Der Doppelstopper